

Zu neuen Ufern?

*Beobachtungen eines Zeitgenossen zur deutschen Mediävistik
von 1975 bis heute*

VON PETER JOHANEK

Friedrich Kuebart (1937–2003) zum Gedächtnis

In der chronologischen Abfolge der Beiträge dieses Bandes zur historischen Mittelalterforschung während des 20. Jahrhunderts ist diesem ein singulärer Part zugewiesen: Er referiert über Zeitgenossen und Kollegen, über Akteure des Geschehens, zu einem großen Teil noch unter den Lebenden weilend und weiterhin am Fortgang der Forschung beteiligt. Nun ließe sich dem entgegenhalten, dass jeder Forschungsbericht ja dergleichen unternimmt und ein gebräuchliches Verfahren, ja ein Routineunternehmen darstellt. Doch hier geht es um eine Einordnung des letzten Vierteljahrhunderts nicht nur in die Forschungsgeschichte, sondern in die Geschichte des Faches, und das greift über Gebräuchliches doch wesentlich hinaus.

Es liegt auf der Hand, dass sich dieser Zeitabschnitt von 1975–2000, das letzte Viertel des 20. Jahrhunderts, nicht mit der gleichen Distanz erörtern und einer Analyse unterziehen lässt wie die übrigen drei Viertel des Jahrhunderts, die in diesem Sammelband zur Sprache kommen, vor allem auch deswegen, weil aus Gründen, die noch zu erörtern sein werden, sich die Mittelalterforschung des ausgehenden 20. Jahrhunderts vielfältiger darstellt und in ihren Aktivitäten schwerer zu überblicken ist als in den vorausgehenden Zeitabschnitten. So muss der Untertitel »Beobachtungen« nicht als Bescheidenheitstopos aufgefasst werden, sondern als bittere Realität. Es verbleibt bei Beobachtungen, und das heißt, dass sich Analyse und theoriegeschichtliche Erörterungen in Grenzen halten werden. Es heißt auch, dass von Personen die Rede sein wird und auch Anekdotenhaftes nicht fehlen kann. Es heißt schließlich auch, dass der strukturelle, äußere Rahmen der Wissenschaft vom Mittelalter vielleicht stärker in den Blick gerückt werden wird, als dies in den übrigen Beiträgen der Fall ist¹⁾.

1) Der Beitrag versucht daher auch Eindrücke und Erinnerungen an Ereignisse und Begebenheiten festzuhalten, die ich im Laufe der behandelten Periode als charakteristisch für die Entwicklung des Faches emp-

Zunächst ist eine kurze Vorbemerkung zu machen. Der Titel des Beitrags spricht von Mediävistik, und dieser Terminus wird auch im folgenden häufiger verwendet werden. Nun wird dieser Begriff zur Zeit in zweierlei Weise gebraucht, und dies hat in den Diskussionen der letzten Jahre um die Standortbestimmung der Wissenschaft vom Mittelalter am Beginn des neuen Jahrhunderts – etwa auf der Reichenau und in Paderborn unter der Ägide des Mediävistenverbandes – gelegentlich zu Missverständnissen und Irritationen Anlass gegeben²⁾. Zum einen werden innerhalb der Historikerschaft diejenigen Kollegen, die sich mit dem Mittelalter abgeben, nicht selten als »die Mediävisten« bezeichnet, eben weil sie nicht alte oder neuere Geschichte oder Zeitgeschichte betreiben. Zum anderen werden »Mediävistik« und »Mediävisten« als Sammelbegriff für die Gesamtheit der Fächer verwendet wie sie im Mediävistenverband zusammengeschlossen sind (Geschichtswissenschaft, Philologie, Archäologie, Musikwissenschaft, Kunstgeschichte, ja auch Medizin, Pharmazie und anderes mehr) bzw. für die Wissenschaftler, die sich mit den Aspekten dieser Disziplinen beschäftigen, die für das Mittelalter relevant sind. Selbstverständlich sollten diese beiden unterschiedlichen Bedeutungsfelder bewusst sein und beachtet werden. Dennoch wird im folgenden häufig von den Mittelalterhistorikern schlichtweg als Mediävisten gesprochen werden und von der Mittelalterforschung der Historiker als Mediävistik, einfach der Kürze wegen und um sperrige Wortbildungen zu vermeiden. Zum anderen aber geschieht dies auch deswegen, weil jedem Mittelalterhistoriker der größere Zusammenhang seines Faches mit den übrigen mediävistischen Disziplinen bewusst sein sollte, ohne dabei zu vergessen, dass er eigentlich Historiker ist und die Kommunikation mit Alt- und Neuhistorikern zu suchen hat. Sieht man näher hin, so wird sehr schnell deutlich, dass es gerade auch diese verschiedenen Zusammenhänge und Kommunikationsebenen zwischen den Disziplinen und innerhalb der Geschichtswissenschaft sind, die im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts zu den grundlegenden Kernproblemen der Wissenschaft vom Mittelalter geworden sind.

Die chronologisch angeordneten Beiträge dieses Bandes zur Entwicklung der Mittelalterforschung weisen jedem Verfasser und Referenten der Reichenau-Tagung von 2001 in

funden habe und die keinen Niederschlag in der Fachliteratur und offiziellen Berichten gefunden haben. Vieles von dem was hier über allgemeine Grundbedingungen der Fachentwicklung vorgetragen wird, hat sich aus dem Gedankenaustausch mit Fachkollegen ergeben, vor allem aber aus langjährigen Gesprächen und Diskussionen mit meinem Freund *de juventute mea* Friedrich Kuebart, dem Erziehungswissenschaftler und Osteuropakenner. Seinem Gedächtnis sei der Beitrag gewidmet.

2) Vgl. etwa die Diskussionsbeiträge im »Protokoll Nr. 386 über die Arbeitstagung auf der Insel Reichenau vom 2.–5. Oktober 2001: Die deutschsprachige Mediävistik im 20. Jahrhundert«, S. 42–50. Die Tagung des Mediävistenverbandes und des Instituts zur interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens an der Universität Paderborn »Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung« fand vom 11.–13. Oktober in Paderborn statt; die Beiträge sind unter dem selben Titel, hg. v. Hans-Werner GOETZ u. Jörg JARNUT, München 2003, veröffentlicht worden.

etwa 25 Jahre des 20. Jahrhunderts zu, und es stellt sich die Frage, ob dies im vorliegenden Falle eine sinnvolle Einteilung darstellt. Ist das Jahr 1975 ein Epochenjahr der historischen Mittelalterforschung? Sind nicht etwa 1968 und die damit verbundenen, die Universität und den Umgang mit Wissenschaft ganz besonders vehement treffenden Ereignisse nicht sehr viel wirkungsmächtiger gewesen? Selbstverständlich haben sie auch für die Mediävistik eine Rolle gespielt, und es wird noch die Rede davon sein müssen. Doch zunächst soll versucht werden, einige Indizien vorzulegen, dass in der Tat um die Mitte der siebziger Jahre ein Wandel offenkundig wurde, der sich in den ausgehenden sechziger und ersten siebziger Jahren aufzubauen begonnen hat. Offenkundig werden, das heißt, sichtbar werden in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit, sozusagen auf dem Forum. Dieses Forum sind für die Historiker die Historiker-Tage.

In Regensburg, im Jahre 1972, gab es eine Sektion zur aktuellen Entwicklung der Mittelalterforschung³⁾. Karl Hauck aus Münster leitete sie als Vorsitzender ein mit den Worten: »Der Wind steht uns ins Gesicht«. Das spielte wohl durchaus auf eine konkrete wissenschafts- und bildungspolitische Entwicklung an, die noch kurz zu umreißen sein wird. In dieser Sektion gab es zwei Referenten. Zunächst sprach Karl Schmid am Beispiel »Aachen und Jerusalem« über die personengeschichtlichen Forschungen des neu gegründeten Sonderforschungsbereichs 7 (Mittelalterforschung) in Münster und dann Herwig Wolfram aus Wien über Entwicklungstendenzen der amerikanischen Mediävistik, die er durch einen längeren Aufenthalt in den Vereinigten Staaten kennen gelernt hatte. Dabei berichtete er nicht lediglich über fachwissenschaftliche Ergebnisse und über Forschungsvorhaben der dort tätigen Gelehrten, sondern auch über die Bemühungen der amerikanischen Kollegen, ihr Fach einer breiteren Öffentlichkeit bekannt, verständlich und interessant zu machen. Das war etwas, was die amerikanischen Universitäten von ihren Professoren erwarteten, und Wolfram schilderte unter anderem die Inszenierung eines mittelalterlichen Turniers, das vom Mittelalter-Department einer amerikanischen Universität veranstaltet worden war. Die Teilnehmer der Sektion in Regensburg reagierten damals überwiegend irritiert, und Kaspar Elm bemerkte in der Diskussion mit einiger Schärfe, er halte solche Spektakel eines Wissenschaftlers für unwürdig. Das wiederum veranlasste Herwig Wolfram zu bekennen, er selbst habe sich niemals in eine Rüstung stecken und auf ein Pferd setzen lassen.

Zum ersten Male, wenn ich recht sehe, wurden die deutschen Mittelalterhistoriker in diesem Moment mit den Anfängen einer historischen Event-Kultur konfrontiert, die sich während des letzten Vierteljahrhunderts weiterentwickelte und sich mit Vorzug und zunehmend mittelalterlicher Sujets bediente und weiterhin bedient. Das Mittelalter ist in ei-

3) Vgl. Bericht über die 29. Versammlung deutscher Historiker in Regensburg, 3. bis 8. Oktober 1972 (Beiheft zur Zeitschrift *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*), Stuttgart 1973, S. 67–70.

nem Maße populär geworden wie seit dem 19. Jahrhundert nicht mehr, in dem es bekanntlich ebenfalls einen hohen, sehr hohen Öffentlichkeitswert besaß.

Das Thema »Mittelalter und Öffentlichkeit« hier in seinem ganzen Umfang auszusprechen und die Event-Kultur in allen Erscheinungsformen samt ihrer Auswirkung auf die Mediävisten zu schildern, geht nicht an, so vergnüglich es auch wäre. Es mag genügen, auf eine der milderen Erscheinungsformen mit enger Bindung an die Fachwissenschaft hinzuweisen, nämlich auf das enorme Anwachsen der Zahl historischer Ausstellungen, auf deren gewandelte Intentionen und Konnotationen wie ihren Darbietungsstil. Zwar begannen die historischen Ausstellungen, von denen quantitativ ein sehr großer Teil dem Mittelalter gewidmet ist, bereits in den fünfziger und sechziger Jahren. Erinnert sei etwa an »Werdendes Abendland an Rhein und Ruhr« oder die Europaratausstellung zum Jubiläum der Heiligsprechung Karls des Großen 1965 in Aachen sowie die verschiedenen Landesausstellungen vor allem in Niederösterreich, die zunächst überwiegend Kunstperioden wie Romanik und Gotik zum Gegenstand hatten. Es ist nicht zu übersehen, dass bereits in diesen frühen Ausstellungen z. T. politische Konnotationen im Spiel waren. Massiv und deutlich jedoch wurde dies kurz nach der Mitte der siebziger Jahre in der Stuttgarter Stauferausstellung von 1977, die bekanntlich nicht dem Jubiläum des Friedens von Venedig galt, sondern dem 25. Jahrestag der Entstehung des Landes Baden-Württemberg. Bayern antwortete im Jubiläumsjahr des Sturzes Heinrichs des Löwen 1980 mit einer Wittelsbacher-Ausstellung, und in Münster gab es im selben Jahr die Ausstellung »Köln – Westfalen 1180–1980«, in der die präfigurativen Elemente für ein Land Nordrhein-Westfalen sichtbar werden sollten⁴⁾.

Seit der Mitte der siebziger Jahre ist die Zahl solcher Ausstellungen verschiedener Größenordnung und Thematik enorm gewachsen, selbstverständlich häufig an ein Jubiläumsjahr gebunden und mit politischen Identifikationsangeboten versehen. Der Anteil des Mittelalters an diesen Ausstellungen ist besonders groß. Auch der in Besucherzahlen messbare Publikumserfolg ist bei Ausstellungen mit mittelalterlichen Themata besonders groß, insbesondere größer als der ähnlicher Ausstellungen zu neueren Perioden der Geschichte. Karl der Große in Paderborn 1999 hat den Westfälischen Frieden 1998 in Münster und Osnaabrück mit 311.000 zu 204.000 Besuchern um Längen geschlagen, trotz des fernsehwirksamen Einsatzes der vielen Majestäten zum Eröffnungsakt der letzteren Ausstellung⁵⁾.

4) Werdendes Abendland an Rhein und Ruhr. Ausstellung in Villa Hügel, Essen, 18. Mai bis 15. September 1956, Essen 1956; Karl der Große. Werk und Wirkung, Aachen 1965; Die Gotik in Österreich, Krems a. D. 1959; Romanische Kunst in Österreich, Krems a. D. 1964; Die Zeit der Stauer. Geschichte – Kunst – Kultur, Bd. 1–5, Stuttgart-Bad Cannstatt 1977–1979; Wittelsbach und Bayern, hg. v. Hubert GLASER, Bd. 1–3 (in 6 Teilbänden), München 1980; Köln – Westfalen 1180–1980: Landesgeschichte zwischen Rhein und Weser, hrsg. v. Peter BERGHAUS und Siegfried KESSEMEIER, Münster 1980.

5) Die Zahlen beruhen auf Auskünften der Trägerinstitutionen; die Ausstellungen sind dokumentiert in den Katalogen: Kunst und Kultur der Karolingerzeit: Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn, hrsg.

Die Frage nach den politischen, insbesondere landes- und regionalpolitischen Intentionen soll nicht noch einmal erörtert werden, so interessant das im Einzelnen wäre. Doch es ist offenkundig, dass gerade bei solchen aufwendigen, nur mit der Zustimmung der zuständigen politischen Gremien und ihrer finanziellen Förderung zu realisierenden Unternehmungen die Schnittstelle von Wissenschaft – hier also der Mediävistik – und der Öffentlichkeit besonders deutlich sichtbar wird. Es geht hier nicht nur um das Faktum, dass Ausstellungen dieser Art von Wissenschaftlern vorbereitet werden und dies oft auch als willkommene Gelegenheit zu einer Bestandsaufnahme des Forschungs- und Wissenstandes auf einem Themenfeld und zur Formulierung neuer Fragestellungen genutzt wird. Vielmehr werden die Ausstellungen auch als Chance zur Popularisierung des Faches und seiner Forschungsergebnisse begriffen. So wurde denn auch jene Paderborner Karls-Ausstellung, die in einer ihrer Sektionen, die die archäologischen Funde und Befunde präsentierte, die Inszenierung des Themas und damit den Event-Charakter ungemein stark hervortreten ließ, mit einer Festrede des Präsidenten der *Monumenta Germaniae Historica* vor einer geladenen Öffentlichkeit, dem Bundespräsidenten und zahlreichen anderen Politikern eröffnet.

Man stelle sich Paul Fridolin Kehr oder noch Friedrich Baethgen in dieser Rolle vor. Oder: man betrachte diese Rede Rudolf Schieffers vor der Folie eines Diktums eines anderen der ehrwürdigen älteren Monumentalisten, nämlich Theodor Mommsens, der 1878 an Wilamowitz schrieb: »Die gelehrte Schriftstellerei ist ein pervertierendes Gewerbe beinahe wie die Schauspielerwirtschaft«⁶). Was hätte Theodor Mommsen zu Rudolf Schieffer gesagt im Schaugeschäft der langen Paderborner Ausstellungsnacht? Bedenkt man all dies, dann wird deutlich, welcher Wandel im Habitus der deutschen Mediävisten sich vollzogen hat.

Dieser Wandel, oder doch der Zwang zum Wandel, fällt jedenfalls in jenes letzte Viertel des 20. Jahrhunderts, und auch hier lässt sich ein exaktes Datum benennen, zu dem er augenfällig und von den Mediävisten als notwendig erkannt wurde. Auf dem Würzburger Historiker-Tag von 1980 fand eine Podiumsdiskussion »Geschichte in den Medien« statt, in deren Verlauf die Journalisten Wolfgang Venohr und Wilfried Scharlau die deutschen Historiker scharf angriffen und ihnen Unvermögen vorwarfen, die Ergebnisse ihrer Wissenschaft unter die Leute zu bringen⁷). Horst Fuhrmann, der Mediävist, auch er ein Präsident der MGH, hat damals repliziert und seine Antwort in die Sentenz münden lassen: »Was ist eigentlich nötig? Ja, ich hätte beinahe gesagt: ein Dr. Grzimek für die Geschichte.«

v. Christoph STIEGEMANN und Matthias WEMHOFF, Bd. 1–3, Mainz 1999; 1648 – Krieg und Frieden in Europa: Münster – Osnabrück 24.10.1998–17.1.1999, hrsg. v. Klaus BUSSMANN und Heinz SCHILLING, Bd. 1–4, München 1998.

6) Mommsen und Wilamowitz, Briefwechsel 1872–1903, Berlin 1935, S. 42.

7) Geschichte in den Medien. Die Podiumsdiskussion des Würzburger Historiker-Tages (1980), in: Geschichtswissenschaft und Massenmedien 1 (1981), S. 35–54.

Es ist bekannt, wie viel Horst Fuhrmann selbst – in den verschiedensten Medien – dazu beigetragen hat, das Mittelalter und die Wissenschaft vom Mittelalter populär zu machen, eine breite Öffentlichkeit und einflussreiche Persönlichkeiten erfolgreich in das Mittelalter einzuladen. Auf der anderen Seite ist auch nicht zu leugnen, dass die Popularität, die das Mittelalter in den beiden letzten Jahrzehnten unbestreitbar erreicht hat, nicht in erster Linie auf die Bemühungen von Wissenschaftlern und Mediävisten wie Horst Fuhrmann zurückgeht, die Ergebnisse ihrer Wissenschaft zu popularisieren. Einen entscheidenden Schub verdankt diese Entwicklung mit ziemlicher Sicherheit dem überwältigenden Erfolg von Umberto Eco's »Il nome della rosa«⁸⁾. Eco, Mediävist von Profession auch er, schrieb einen Roman, einen literarisch überaus anspruchsvollen Kriminalroman und hatte in Westeuropa, besonders in Großbritannien Vorläufer und viele Nachahmer, unter ihnen auch professionelle Mittelalterhistoriker. In der deutschen Mediävistik ist dergleichen noch nicht beobachtet worden⁹⁾.

Es könnte der Eindruck entstanden sein, als seien bislang eher periphere Trivialitäten abgehandelt worden. Doch es ist mit Entschiedenheit festzustellen, dass der Habituswechsel der Historiker und insbesondere auch der Mediävisten unter ihnen, zusammen mit dem Anstieg der Popularität des Mittelalters in einer internationalen Öffentlichkeit zu den entscheidenden Merkmalen der Rahmenbedingungen gehören, unter denen sich die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Mittelalter heute vollzieht. Die Konfrontation der deutschen Mediävisten mit diesem Tatbestand wurde in den frühen siebziger Jahren, eben auf dem Regensburger Historiker-Tag, erstmals sichtbar und 1980 in Würzburg explizit formuliert.

Zu diesen Rahmenbedingungen gehört eine weitere Entwicklung, die ebenfalls um die Mitte der siebziger Jahre augenfällig wurde und sich seitdem verstärkte. Auf dem Mannheimer Historiker-Tag 1976 gab Werner Conze als scheidender Vorsitzender des Historikerverbandes einen Überblick über die Entwicklung der deutschen Geschichtswissen-

8) Umberto Eco, *Il nome della rosa*, Milano 1980; dt.: *Der Name der Rose*, München/Wien 1982; zur Rezeption des Romans vgl. etwa: »... Eine finstere und fast ungläubliche Geschichte?« Mediävistische Notizen zu Umberto Eco's Mönchsroman »Der Name der Rose«, hg. v. Max KERNER, Darmstadt 1988.

9) Bereits seit 1977 veröffentlichte Edith Pargeter, die bereits vorher mit historischen Romanen mittelalterlicher Thematik hervorgetreten war, unter dem Namen Ellis PETERS ihre *Brother-Cadfael*-Romane, die von Anfang an großen, internationalen Erfolg hatten. Sie spielen im englischen Bürgerkrieg zwischen König Stephan und Mathilde im 12. Jahrhundert, und der Detektiv ist ein Mönch des Benediktinerklosters Shrewsbury. Der erste Roman der Serie »A morbid taste for bones«, London 1977, thematisiert ein wichtiges Thema mediävistischer Forschung: Reliquienkult und -translation. Auch diese Welle britischer Kriminalromane mittelalterlicher Thematik setzt demnach um die Mitte der siebziger Jahre ein und nimmt stetig zu; vgl. dazu nur Bärbel BRODT, *How much Truth in Detective Fiction? Der englische Kriminalroman und seine historischen Gegenstücke*, in: *Manipulus florum. Aus Mittelalter, Landesgeschichte, Literatur und Historiographie. Festschrift für Peter Johanek zum 60. Geburtstag*, hg. v. Ellen WIDDER, Mark MER-SLOWSKY und Maria-Theresia LEUKER, Münster u. a. 2000, S. 359–379.

schaft seit dem Ende des 2. Weltkriegs¹⁰). In diesem Bericht ist kein Wort über die Beschäftigung mit der Geschichte des Mittelalters gefallen; Conze beschränkte sich vollständig auf die neuere Geschichte, im Grunde auf das 19. und 20. Jahrhundert. In gewissem Sinne bedeutete diese Rede den Abschied von der Einheit der mittleren und neueren Geschichte, wie sie sich bis dahin auch in den Lehrstuhlbezeichnungen der deutschen Universitäten niedergeschlagen hatte. Ja mehr noch, diese Rede signalisierte: die eigentlichen Historiker, die wirklichen Historiker, sind die Historiker der Neuzeit; diejenigen, die sich mit dem Mittelalter beschäftigen, sind Mediävisten. So haben es damals zumindest einige jüngere Zuhörer empfunden.

Das ist mehr als bloße Wortklauberei. Es ging und geht dabei auch um Positionen in Universität, Forschungseinrichtungen, Schullehrplänen, um Einfluss im politischen Raum. Man wird festhalten müssen, dass in allen diesen Positionen – besonders deutlich wird dies in den Schullehrplänen – eine institutionelle Zurückdrängung des Mittelalters einsetzte, die für das letzte Jahrhundertviertel charakteristisch ist. Die Tagung des Geschichtslehrerverbandes in Quedlinburg 1999, an der sich eine sehr große Zahl der deutschen Mediävisten aktiv beteiligt hat, sollte dies nach dem Willen der Veranstalter deutlich machen und den Folgen entgegenwirken¹¹). Zu konstatieren ist jedenfalls, dass sich eine Schere aufgetan hat zwischen erhöhtem, wachsendem Publikumsinteresse für das Mittelalter auf der einen Seite und der kulturpolitischen Option für die Reduzierung des Mittelalters zugunsten neuerer Perioden, so gern man sich bei Jubiläumsbedarf des identitätsstiftenden Potentials der mittelalterlichen Vergangenheit bedient. Das sind Rahmenbedingungen, mit denen die Wissenschaft vom Mittelalter heute rechnen muss. Die ersten Entwicklungsstufen aber liegen in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren und Werner Conzes Rede in Mannheim hat sie sichtbar gemacht. Es sei auch vorweg genommen, dass die zu jenem Zeitpunkt entstehende und ihrem Selbstverständnis nach auf die Geschichte der Neuzeit bezogene »historische Sozialwissenschaft« alle früheren interdisziplinären Ansätze der Geschichtswissenschaft in Deutschland, soweit sie aus der Mediävistik oder der Landesgeschichte stammten, nicht zur Kenntnis nahm oder sich von ihnen abgrenzte¹²). All diese Tendenzen, die die Mittelalterforschung innerhalb der Geschichts-

10) Vgl. Die deutsche Geschichtswissenschaft seit 1945. Bedingungen und Ergebnisse. Schlussvortrag auf dem 31. Deutschen Historiker-Tag in Mannheim 1976, in: Historische Zeitschrift 225, 1977, S. 1–28; Wiederabdruck in: ders., Gesellschaft – Staat – Nation. Gesammelte Aufsätze, hg. v. Ulrich ENGELHARDT/Reinhart KOSELLECK/Wolfgang SCHIEDER (Industrielle Welt 52), Stuttgart 1992, S. 21–43.

11) Vgl. Kongreß: Geschichte des Mittelalters im Geschichtsunterricht, 20.–23. Oktober 1999 in Quedlinburg, veranstaltet vom Verband der Geschichtslehrer Deutschlands, Schwallbach/Ts. 1999, mit einer Dokumentation: Mittelalterliche Geschichte in den Lehrplänen der Bundesrepublik Deutschland, S. I–LXXXV. Publikation: Rolf BALLOF, Hg., Geschichte des Mittelalters für unsere Zeit. Erträge des Kongresses des Verbandes der Geschichtslehrer Deutschlands, Stuttgart 2003.

12) Die frühen siebziger Jahre sind gekennzeichnet von Diskussionen um das Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaften, etwa zu den Wirtschaftswissenschaften, zur Psychologie und vor

wissenschaft in eine Randlage zu rücken begannen, wurden Mitte der siebziger Jahre sichtbar oder konnten doch erkannt werden (wie Karl Haucks Diktum in Regensburg belegt), wengleich die Tatsache, dass absolutes Wachstum an akademischen Ressourcen in der Mittelalterforschung noch stattfand oder sogar noch bevorstand, sie verdecken konnte.

Im Zusammenhang mit der zeitlichen Begrenzung der hier zu behandelnden Periode war lange von den Rahmenbedingungen die Rede, doch sind sie wichtig genug. Die Jahre nach 1970 markieren ein neues Verständnis der Rolle von Wissenschaft in der Öffentlichkeit, und die Geschichtswissenschaft und ihre Position als Orientierungswissenschaft in der Gesellschaft sind in besonderer Weise davon betroffen. Es liegt auf der Hand, dass Arbeitskapazität und Forschungseffizienz der einzelnen Forscher wie der öffentlich finanzierten Forschungsinstitutionen von dieser Entwicklung stärker berührt wurden als in den Jahrzehnten zuvor und dass diese Herausforderung zu einer Konstante des geschichtswissenschaftlichen Geschäfts geworden ist. Die Rahmenbedingungen der Mittelalterforschung sind noch von einer anderen Seite her zu betrachten, zuvor aber ist es notwendig, noch einen Blick auf das Geschehen der Historiker-Tage zu werfen, um zu erkennen, ob der Aufbruch zu neuen Ufern in den Themenfeldern und Methoden, der vielberufene Paradigmenwechsel, mit dem man die Folgezeit von 1968, insbesondere die frühen siebziger Jahre, zu verbinden pflegt, hier für die Mediävistik ebenfalls erkennbar wird. Drang die Revolution auch in die Mittelalterforschung in Präsentation und Diskussion der Historiker-Tage vor?

Der Blick hat sich dabei auf den Braunschweiger Historiker-Tag von 1974 zu richten. Er wurde eröffnet durch den Vortrag eines prominenten Vertreters der mittelalterlichen Geschichte. Walter Schlesinger stellte sich als Thema eine *cause célèbre* der deutschen Mittelalterforschung: »Die Königserhebung Heinrichs I., der Beginn der deutschen Geschichte und die deutsche Geschichtswissenschaft«¹³. Das Thema hat – wie man weiß –

allem zur Soziologie. Einflussreiche Publikationen im akademischen Bereich waren etwa der Sammelband *Geschichte und Soziologie*, hg. v. Hans-Ulrich WEHLER, Köln 1972, sowie Dieter GROH, *Kritische Geschichtswissenschaft in emanzipatorischer Absicht. Überlegungen zur Geschichtswissenschaft als Sozialwissenschaft*, Stuttgart 1973, und v. a. Winfried SCHULZE, *Soziologie und Geschichtswissenschaft. Einführung in die Probleme der Kooperation beider Wissenschaften*, München 1974, der im Vorwort, S. 9 seine Absicht darlegt, eine historische Sozialwissenschaft zu begründen, deren Grundprobleme er dann in Kap. III, S. 178–244 entwickelt. Sein umfangreiches Literaturverzeichnis enthält als einzige mediävistische Titel Otto BRUNNER, *Land und Herrschaft*, Wien ⁵1965, sowie die *Miszelle*, die Heinrich MITTEIS der ersten Auflage dieses Buches in der HZ 163 (1941), S. 255–81; 471–489 gewidmet hat. Zum interdisziplinären Ansatz der Landesgeschichte, die sich seit den zwanziger Jahren unter dem Einfluss Hermann Aubins und anderer zur »Geschichtlichen Landeskunde« wandelte, vgl. den Aufsatz von Matthias Werner in diesem Band. Obwohl die landesgeschichtliche Forschung ganz wesentlich mit der historischen Mittelalterforschung zusammenhing und gerade auf das Konzept des Konstanzer Arbeitskreises großen Einfluss ausübte, bleibt sie, um Überschneidungen zu vermeiden, in diesem Beitrag unberücksichtigt.

13) Vgl. Bericht über die 30. Versammlung deutscher Historiker in Braunschweig 2.–6. Oktober 1974 (Beihft zur Zeitschrift GWU), Stuttgart 1976, S. 17–19; vgl. auch den Vollabdruck in HZ 221 (1975), S. 529–552.

bis heute an Anziehungskraft nichts verloren. Es ist immer wieder unter den verschiedensten methodischen Zugängen und unterschiedlichen Lösungsvorschlägen behandelt worden, von jenem Vortrag Schlesingers (um von früheren Bemühungen hier ganz zu schweigen) über Carlrichard Brühls Aufsatz von 1972 und sein monumentales Buch von 1990, Eckhard Müller-Mertens' verschiedenen Anläufen bis hin zu Joachim Ehlers' Summe und zu den Autoren des Katalogs zur Magdeburger Ottonenausstellung. Das ist hier nicht aufzufächern¹⁴⁾.

Es genügt festzuhalten, dass mit Walter Schlesinger in Braunschweig ein Gelehrter der vorhergehenden Generation diesen Vortrag hielt, und zwar ein Gelehrter, der außerordentliches Gewicht in seinem Fach besaß, festzuhalten auch, dass es sein letztes Auftreten vor einem großen Forum war, bevor Krankheit seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ein Ende setzte. Seinem Vortrag kommt eine Art Brückenfunktion zwischen der vorhergehenden Periode und dem letzten Viertel des 20. Jahrhunderts zu. Er enthielt zum einen traditionelle Elemente, vor allem auch insofern, als er das deutsche Volk in den Mittelpunkt der Erörterungen stellte, wie man es auch bei einem von der geschichtlichen Landeskunde geprägten Verfassungshistoriker nicht anders erwarten mochte. Doch der Vortrag ließ auf der anderen Seite auch moderne, in die Zukunft weisende Elemente erkennen, in dem er auf die europäische Dimension des Themas verwies und in die Darlegung eines Forschungsprojektes ausmündete, das er zusammen mit Helmut Beumann konzipiert hatte. Es handelte sich um die Arbeiten des Marburger *Nationes*-Programms, dessen Forschungen seit 1972 betrieben wurden¹⁵⁾. Ich meine, dass hier in der Tat ein wichtiger Indikator für die zeitliche Abgrenzung der Periode vorliegt, denn in den frühen siebziger Jahren hat – wie Michael Borgolte es formuliert hat – »die westdeutsche Mediävistik ... die Nationalgeschichte wiederentdeckt«¹⁶⁾. Freilich waren die *nationes*, die hier im Brennpunkt des Interesses standen, nicht mehr das Volk der Volksgeschichte der zwanziger bis vierziger Jahre, sondern es ging hier in der Tat um Fragestellungen, die Nationenbildung und

14) Carlrichard BRÜHL, Die Anfänge der deutschen Geschichte, in: Sitzungsberichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt a. M. 10,5 (1972), S. 147–181; ders., Deutschland – Frankreich. Die Geburt zweier Völker, Köln 1990; Eckhard MÜLLER-MERTENS, Die Deutschen. Zur Rolle der politischen Formung bei ihrer Volkwerdung, in: Germanen – Slawen – Deutsche. Forschungen zu ihrer Ethnogenese, Berlin 1968, S. 31–41; ders., Regnum Teutonicum. Aufkommen und Verbreitung der deutschen Reichs- und Königsauffassung im frühen Mittelalter, Berlin 1970; Joachim EHLERS, Die Entstehung des deutschen Reiches (Enzyklopädie deutscher Geschichte 31), München 1994; ferner noch: Beiträge zur mittelalterlichen Reichs- und Nationsbildung in Deutschland und Frankreich, hg. v. Carlrichard BRÜHL/Bernd SCHNEIDMÜLLER (Historische Zeitschrift, Beiheft NF 24), München 1997.

15) Vgl. dazu Helmut BEUMANN, Zum Schwerpunkt »Entstehung der europäischen Nationen im Mittelalter«, in: Ansätze und Diskontinuität deutscher Nationsbildung im Mittelalter, hg. v. Joachim EHLERS (Nationes 8), Sigmaringen 1989, S. 7–9; dieser Band bildet den Abschluss des Projekts, doch greift selbstverständlich der Sammelband BRÜHL/SCHNEIDMÜLLER, Beiträge (wie Anm. 14) die Thematik noch einmal auf.

16) Michael BORGOLTE, Anfänge deutscher Geschichte? Die Mittelalterforschung der zweiten Nachkriegszeit, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 25 (1996), S. 35–53, hier S. 46.

Ethnogenese als Kommunikationsprozesse und Traditionsbildung auffassten, auch wenn das Instrumentarium, das Schlesinger zu ihrer Lösung vorschwebte, dem Arsenal des interdisziplinären Verbunds der geschichtlichen Landeskunde entlehnt war. So bezeichnete der Vortrag Schlesingers in der Tat eine Wendemarke, auch wenn das 1974 noch nicht erkennbar war und erst in der Retrospektive, bei der Überschau über die aus dem Nationen-Projekt hervorgegangenen Arbeiten, aber auch über die Forschungen zur Ethnogenese, wie sie z. T. schon früher Reinhard Wenskus und dann Herwig Wolfram und Walter Pohl vorgelegt haben, sichtbar werden¹⁷⁾.

Konnte man so Walter Schlesingers Einleitungsvortrag in Braunschweig als eher traditionell empfinden und seine Wahl als Vortragender als Tribut an eine herausragende Forscherpersönlichkeit empfinden, so richteten sich große Erwartungen auf eine Sektion, die Karl Bosl unter dem Titel »Der Beitrag der vergleichenden Landesgeschichte zur modernen Geschichtswissenschaft« konzipiert hatte und bei der er selbst eine Einführung über das Verhältnis von vergleichender Landesgeschichte und Strukturgeschichte geben wollte¹⁸⁾.

Es geht hier nicht um Konzeptionen der Landesgeschichte, sondern um die Position, die Karl Bosl zu jener Zeit unter den deutschen Mittelalterhistorikern einnahm, und man wird sie vielleicht als die Position eines einflussreichen, gelegentlich überwältigenden Außenseiters bezeichnen dürfen. Gleichaltrig mit Walter Schlesinger, wie dieser ebenfalls Mitglied des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte, trat er als entschiedener Erneuerer auf, der auch aus seiner Sympathie für die sozialliberale Koalition und ihre Politik kein Hehl machte. Sein Konzept einer Gesellschaftsgeschichte gründete sich auf die Verknüpfung von Strukturanalyse und Prozessdarstellung unter Rückgriff auf Ansätze der Anthropologie und der Soziologie, insbesondere unter der Berufung auf Max Weber und Otto Hintze. Als einer der wenigen unter den deutschen Mediävisten begrüßte er auch die Annäherung an die Sozialwissenschaften, insbesondere die Soziologie und gedachte damit und mit seinem gesellschaftsgeschichtlichen Konzept die »Geschichte in ihrem alten Gehalt und ihren vornehmlich nationalstaatlich-verfassungsgeschichtlich-geistesgeschichtlichen Aspekten« zu überwinden¹⁹⁾.

Michael Borgolte hat dieses Konzept vor einigen Jahren in seinem Gesamtüberblick über die Forschungen zur mittelalterlichen Sozialgeschichte in Deutschland präzise und

17) Reinhard WENSKUS, Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen Gentes, Köln 1961; Herwig WOLFRAM, Geschichte der Goten. Entwurf einer historischen Ethnographie, München 1979; ders./Walter POHL (Hgg.), Typen der Ethnogenese unter besonderer Berücksichtigung der Bayern, Teil I, Wien 1989; Ethnogenese und Überlieferung, hg. v. Karl BRUNNER/Brigitte MERTA, Wien/München 1994; *Strategies of Distinction. The Construction of Ethnic Communities 300–800*, hg. v. Walter POHL/Helmut REIMITZ, Leiden/Boston/Köln 1996.

18) Vgl. 30. Versammlung deutscher Historiker in Braunschweig (wie Anm. 13), S. 72–79.

19) BOSL, Reflexionen (wie Anm. 21), S. 12.

anschaulich herausgearbeitet und darauf verwiesen, dass Karl Bosl mit großer Hellsichtigkeit und Schärfe den Wandel der Rahmenbedingungen, von denen hier wenigstens z. T. die Rede gewesen ist, diagnostiziert hat²⁰). Selbstverständlich war dieses Konzept den Teilnehmern des Braunschweiger Historiker-Tages nicht unbekannt, doch was der Sektion ihre besondere Würze verlieh, war die Tatsache, dass Karl Bosl ein Jahr zuvor in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte einen Aufsatz mit dem Titel »Reflexionen über die Aktualität der Geschichtswissenschaft« publiziert hatte, den er Walter Schlesinger zum 65. Geburtstag widmete und in dem er ihn – den »Avantgardisten der Verfassungsgeschichte« – im Grunde aufforderte, auf seine eigene, Karls Bosls Position, die des »Avantgardisten der Gesellschaftsgeschichte« überzutreten²¹). Was hier sichtbar wurde, war nicht lediglich ein Konflikt zwischen zwei Forscherpersönlichkeiten, sondern selbstverständlich auch ein Konflikt im Konstanzer Arbeitskreis und um dessen Zielsetzung, und Karl Bosl hat sich in der Folgezeit mehr und mehr aus dem Arbeitskreis zurückgezogen. Aber gerade dieser latente Konflikt lockte in Braunschweig zum Besuch der Sektion, denn jedermann erwartete sich ein Fest, d. h. ein Aufeinanderprallen der gegensätzlichen Meinungen Bosls und Schlesingers, ein öffentliches Austragen des Konfliktes. Aber, wie es so geht mit Fürstzenweikämpfen, nicht nur im Mittelalter: Es kam nicht dazu. Die Konfrontation blieb aus; Karl Bosl erschien nicht, die Vortragenden der Sektion, die im wesentlichen von Bosls Schülern getragen wurde – Friedrich Prinz, Wilhelm Störmer, Alfred Haverkamp und Christoph Stölzl – waren selbst überrascht davon. Obwohl die Vorträge außerordentlich interessant waren und jeder für sich auch das zeigte, was Bosl hatte zeigen wollen – nämlich wie fruchtbar der landesgeschichtliche Ansatz für eine Geschichte der Gesellschaft ist – so blieb der Impetus, den man sich davon versprochen hatte, ohne die Stoßkraft des Initiators aus. Bosls Ansatz einer Gesellschaftsgeschichte blieb ohne nachhaltige Folgen für die Historiographie zur Geschichte des Mittelalters. Das lag sicherlich nicht an Bosls Fernbleiben in Braunschweig, sondern auch an Schwächen seines Konzepts, die beispielsweise Klaus Schreiner prägnant benannt hat²²), doch schien das Fehlschlagen dieser Sektion als symptomatisch für den Fehlschlag des Erneuerungsversuchs.

20) Michael BORGOLTE, Sozialgeschichte des Mittelalters. Eine Forschungsbilanz nach der deutschen Einheit (Historische Zeitschrift, Beiheft NF 22), München 1996, v. a. S. 54–58 sowie 134–154; dazu noch ders., Der misslungene Aufbruch. Über Sozialgeschichte in der Zeit der deutschen Teilung, in: Historische Zeitschrift 260 (1995), S. 365–393.

21) Karl BOSL, Reflexionen über die Aktualität der Geschichtswissenschaft, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 36 (1973), S. 3–15; vgl. dazu BORGOLTE, Sozialgeschichte (wie Anm. 20), S. 143–146.

22) Klaus SCHREINER, Wissenschaft von der Geschichte des Mittelalters nach 1945. Kontinuitäten und Diskontinuitäten der Mittelalterforschung im geteilten Deutschland, in: Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965), hg. v. Ernst SCHULIN (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 14), München 1989, S. 87–146, hier S. 132f., vgl. auch BORGOLTE, Sozialgeschichte (wie Anm. 20), S. 148f.

Fast schien es in dieser Sektion doch noch zum Eklat zu kommen. Ein junger Historiker, Matthias Meyn, der wenig später mit einer Arbeit zum Fettmilchaufstand in Frankfurt am Main promoviert wurde²³⁾, stellte eine der damals üblichen kecken Fragen des Inhalts, wenn hier von vergleichender Landesgeschichte die Rede sei, was denn dann mit was verglichen werden solle, und knüpfte daran noch eine Reihe weiterer kritischer Bemerkungen. Walter Schlesinger, der durch den Gang der Dinge ohnehin verärgert sein mochte, donnerte ihn in aller Öffentlichkeit nieder.

Hier war die Revolution demnach offenbar im Keime erstickt, wenn sie denn eine war. Die eigentliche Neuerung aber, oder doch das Sichtbarwerden der neuen Tendenzen, fand in Braunschweig in einer anderen Sektion statt. Jürgen Petersohn hatte unter dem knappen Titel »Personenforschung im Spätmittelalter« drei Forscher zusammengebracht, die gerade am Anfang ihrer akademischen Karriere standen, auch wenn einer von ihnen – Wolfgang Strome von Reichenbach, der erst spät zur Wissenschaft gefunden hatte – im Lebensalter bereits vorgerückt war²⁴⁾. Jürgen Petersohn selbst in seiner Einführung, Peter Moraw und Klaus Wriedt haben neben ihm vorgetragen, und hier – in dem als damals völlig neuartig empfundenen prosopographischen Zugriff – wurde Sozialgeschichte transparent von den sie tragenden Menschen her. Das war etwas, das Karl Bosl ebenfalls zu tun beanspruchte, und man sollte sich daran erinnern, dass er selbst mit seinem Werk über die Reichsministerialität ganz ähnlich begonnen hatte²⁵⁾.

Das zeigt schon, dass die Prosopographie ältere Wurzeln hatte und nichts völlig neues darstellte. Sie war seit langer Zeit im Bereich der alten Geschichte gepflegt worden, und auch im Umkreis von Gerd Tellenbach seit den fünfziger Jahren zur Erhellung der Führungsschichten des fränkischen Reichs des Frühmittelalters fruchtbar gemacht worden. Sie erlebte sogar in den frühen siebziger Jahren einen neuen Aufschwung durch die Forschungen des münsterschen Sonderforschungsbereichs »Mittelalterforschung« zu monastischen Gemeinschaften insbesondere zu Fulda und später Cluny im Umkreis von Karl Schmid und Joachim Wollasch²⁶⁾. Was da geschah, war weit mehr als »Mönchlein zählen«,

23) Matthias MEYN, Die Reichsstadt Frankfurt vor dem Bürgeraufstand von 1612–1614. Struktur und Krise (Studien zur Frankfurter Geschichte, 15), Frankfurt a. M. 1980 (Diss. Bochum 1976).

24) Vgl. Personenforschung im Spätmittelalter. Vorträge der Sektion »Personenforschung im Spätmittelalter« gehalten am 5.10.1974 auf der 30. Versammlung deutscher Historiker in Braunschweig, in: Zeitschrift für historische Forschung 2 (1975), S. 1–42; Jürgen PETERSOHN, Zu Forschungsgeschichte und Methode, S. 1–5; Peter MORAW, Personenforschung und deutsches Königtum, S. 7–18; Klaus WRIEDT, Personengeschichtliche Probleme universitärer Magisterkollegien, S. 19–30; Wolfgang VON STROMER, Wirtschaftsgeschichte und Personengeschichte, S. 31–42.

25) Karl BOSL, Die Reichsministerialität der Salier und Staufer. Ein Beitrag zur Geschichte des hochmittelalterlichen deutschen Volkes, Staates und Reichs, Bd. 1.2 (Schriften der MGH 10), Stuttgart 1950/51.

26) Programmatisch: Gerd TELLENBACH, Zur Bedeutung der Personenforschung für die Erkenntnis des früheren Mittelalters, Freiburg i. B. 1975; Karl SCHMID/Joachim WOLLASCH, Societas et fraternitas. Begründung eines kommentierten Quellenwerkes zur Erforschung der Personen und Personengruppen des

wie ein wohlmeinender Kollege einmal sarkastisch bemerkt hat. Es führte doch wohl in der Tat in die Kenntnis sozialer Interaktions- und Kommunikationsprozesse hinein, und es ist vielleicht kein Zufall, dass mehrere der Protagonisten der heutigen Diskussion um historische Kommunikations- und Interaktionsprozesse, die z.T. sehr kontroverse Positionen vertreten und sich in sehr verschiedener Weise von ihren Anfängen emanzipiert haben – ich nenne nur Otto Gerhard Oexle, Hagen Keller, Michael Borgolte und Gerd Althoff – aus diesen personengeschichtlichen Forschungszusammenhängen des Tellenbach-Kreises hervorgegangen sind. Der innovatorische Rang dieser Forschungen unterliegt daher keinem Zweifel, doch die Forschungen zu Fulda im münsterschen Sonderforschungsbereich während der siebziger Jahre waren bereits die zweite Stufe eines schon früher gezündeten Treibsatzes. Gleichwohl wird man auch sie zu den Indikatoren der Abgrenzung der Periode nutzen dürfen, vor allem in der Verbindung mit der Organisationsform dieser Forschungen, von der noch zu sprechen sein wird.

Doch in der von Jürgen Petersohn organisierten Sektion des Braunschweiger Historiker-Tages manifestierte sich etwas anderes. Sie erwies die Personenforschung als Schlüssel zur Sozialgeschichte des späteren Mittelalters und auch zu einer neuen Form der Verfassungsgeschichte dieser Periode. Zwar gab es auch auf diesem Gebiet bereits seit langem Personenforschung in der Bereitstellung von Datensätzen, etwa im Rahmen des »Repertorium Germanicum« und der »Germania Sacra«, die jedoch bislang im wesentlichen als bessere Adressbücher genutzt worden waren. Hier in dieser Sektion jedoch waren es die Fragestellungen, die faszinierten, und es sind die Darlegungen Peter Moraws über Personengeschichte und deutsches Königtum²⁷⁾ gewesen, die das nachhaltigste Echo gefunden haben, wohl weil sie eine neue Vorstellung von den Bedingungen der Kohärenz des spätmittelalterlichen Reiches zu untermauern vermochten und eine Vorstellung von der verschiedenartigen Wertigkeit einzelner Regionen des Reichs im Verhältnis zum Herrscher gaben. Moraws Arbeiten, die immer wieder um diese Fragen kreisten, haben während der letzten 25 Jahre die Forschung zur Geschichte des spätmittelalterlichen Reichs entscheidend beeinflusst²⁸⁾. Das kann genügen, und es sei nur hinzugefügt, dass die innovatorische

Mittelalters, in: Frühmittelalterliche Studien 9 (1975), S. 1–48 (auch gesondert Berlin 1975); weiter: Studien und Vorarbeiten zur Geschichte des großfränkischen und frühdeutschen Adels, hg. v. Gerd TELLENBACH, Freiburg i. B. 1957; Die Kloostergemeinschaft von Fulda im früheren Mittelalter, hg. v. Karl SCHMID, Bd. 1–3 (Münstersche Mittelalter-Schriften 8), München 1978; Synopse der cluniacensischen Nekrologien B 1.2., hg. v. Joachim WOLLASCH (Münstersche Mittelalter-Schriften 39), München 1982.

27) Vgl. Anm. 24.

28) Vgl. nur die Gesamtdarstellung: Peter MORAW, Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung: Das Reich im späten Mittelalter, 1250–1490 (Propyläen-Geschichte Deutschlands 3), Berlin 1985; weiter die Aufsatzsammlung: Über König und Reich. Aufsätze zur deutschen Verfassungsgeschichte des späten Mittelalters, hg. v. Rainer Christoph SCHWINGES aus Anlass des 60. Geburtstags von Peter Moraw am 31. August 1995, Sigmaringen 1995.

Kraft des personengeschichtlichen Ansatzes wohl noch lange nicht erschöpft ist. Es gibt weite Gebiete, insbesondere der Kirchengeschichte, auf denen solche Forschungen fast erst in jüngster Zeit eingesetzt haben. Das belegen etwa zwei vor kurzem abgeschlossene Arbeiten, die zwei verschiedene Ebenen betreffen, einmal die Beziehungen der römischen Kurie zu den Ortskirchen der abendländischen Christenheit und die regionalen Beziehungsgeflechte des Klerus in Deutschland²⁹⁾. Das kann wiederum genügen. Diese Bemerkungen sollen lediglich belegen, dass der Ansatz, der in der Sektion des Braunschweiger Historiker-Tages sichtbar gemacht wurde, eine lange Zukunft hatte, einen durchgehenden Ariadnefaden für das folgende Vierteljahrhundert mediävistischer Forschung darstellt, während beispielsweise die Nationes-Forschung seit Mitte der achtziger Jahre an Stoßkraft oder doch an Intensität wieder verlor.

Am wichtigsten aber erscheint ein weiteres Faktum. Jene Sektion des Braunschweiger Historiker-Tages markiert eine Renaissance der Spätmittelalterforschung in weiten, die regionale Begrenzung übergreifenden Bezügen. Die Mittelalterforschung der unmittelbaren Nachkriegszeit, der fünfziger und sechziger Jahre ist dominiert gewesen von Forschungen zum Früh- und Hochmittelalter, trotz Hermann Heimpel und Herbert Grundmann. In den siebziger Jahren setzte die Spätmittelalterforschung auf breiter Front ein. Sie erstarkte in der Folgezeit so sehr, dass gegenwärtig im wissenschaftlichen Nachwuchs die Vertreter des späten Mittelalters überwiegen und Frühmittelalterforscher fast Mangelware geworden zu sein scheinen. Jedenfalls hat eine Arbeitsrichtung der Frühmittelalterforschung, die auf eine enge Zusammenarbeit mit der Archäologie und Philologie setzte, die ältere Wurzeln hatte, aber in den siebziger Jahren durch die Nationes-Forschung und die durch Herbert Jankuhn begründete Göttinger Akademie-Kommission für Altertumskunde Mittel- und Nordeuropas neue Antriebe erhielt, keine vergleichbare Anziehungs- und Prägekraft auf die jüngere Wissenschaftlergeneration auszuüben vermocht wie die aus anderen Impulsen gespeiste Spätmittelalterforschung³⁰⁾.

29) Götz-Rüdiger TEWES, Die römische Kurie und die europäischen Länder am Vorabend der Reformation (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 95), Tübingen 2001; Enno BÜNZ, Der niedere Klerus im spätmittelalterlichen Thüringen. Studien zu Kirchenverfassung, Klerusbesteuerung und Pfründenmarkt im thüringischen Teil des Erzbistums Mainz, 3 Teile, Habil.-Schrift (masch.), Jena 1999.

30) Die von der Kommission für die Altertumskunde Mittel- und Nordeuropas von 1970–1985 veranstalteten regelmäßigen Kolloquien untersuchten Themen wie Vor- und Frühformen der europäischen Stadt, Wort und Begriff »Bauer«, Dorf, Flur, Handwerk sowie Handel und Verkehr; es würde zu weit führen, die einzelnen Ergebnisbände hier aufzulisten; sie sind unter wechselnden Herausgebern erschienen in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, phil.-hist. Kl., 3. Folge, Nr. 83, 84, 89, 101, 115, 116, 122, 123, 143, 144, 150, 156, 180, 183, Göttingen 1975–89; es sei daran erinnert, dass der Dialog zwischen Geschichtswissenschaft und Archäologie auch zu den Traditionen des Konstanzer Arbeitskreises gehört, vgl. Traute ENDEMANN, Geschichte des Konstanzer Arbeitskreises. Entwicklung und Strukturen 1951–2001, Stuttgart 2001, S. 180–182, die vorläufig letzten Tagungen dieser Art haben 1988/89 statt-

Es ist wichtig, diese Renaissance der Spätmittelalterforschung in einem weiteren Kontext zu sehen, denn auch in der Germanistik, in der Erforschung der mittelalterlichen Literatur, ist dieser Trend zu beobachten. Mit der Entwicklung eines erweiterten Literaturbegriffes hat in den ausgehenden sechziger und in den frühen siebziger Jahren im Umkreis von Hugo Kuhn und Hans Fromm in München und vor allem von Kurt Ruh in Würzburg ein konzentrierter Zugriff auf die bis dahin fast völlig unerschlossenen Zeugnisse des spätmittelalterlichen Schrifttums und dessen Einordnung in große Zusammenhänge begonnen³¹). Die zweite Auflage des »Verfasserlexikons«, die ein Monument dieser Spätmittelalterforschung geworden ist, begann 1977 zu erscheinen und wurde in ihrem Hauptteil im Jahre 2000 zum Abschluss gebracht³²), deckt also mit ihrer Entstehungszeit das letzte Viertel des 20. Jahrhunderts exakt ab. Das scheint ein epochaler Einschnitt in der Wissenschaft vom Mittelalter zu sein, der auch zu einer neuen Bewertung des gesamten Teilabschnitts Spätmittelalter geführt hat, ebenso wie er zu Diskussionen um die Periodisierung des Mittelalters im allgemeinen Anlass gab, zu der Diskussion um das lange Mittelalter und das alteuropäische Zeitalter, und es ist wohl kein Zufall, dass just damals die »Zeitschrift für historische Forschung« gegründet wurde, die späteres Mittelalter und frühe Neuzeit eng aneinander rückte und deren erstes Heft auf jenem Braunschweiger Historiker-Tag 1974 herübergereicht wurde.

Der Blick war bislang auf das Forum der Historiker-Tage gerichtet, und diese Inspektion des öffentlichen Diskurses, der auch außerhalb des engeren Kreises der Mittelalterhistoriker wahrgenommen wurde, berechtigt doch wohl durchaus dazu, in den frühen siebziger Jahren einen Einschnitt zu konstatieren. Dieser Sammelband verdankt seine Entstehung einer Tagung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte. Wie steht es nun mit dem Arbeitskreis selbst? Ist hier ähnliches zu verzeichnen? Das ist in der Tat der Fall. Der Arbeitskreis galt als Hochburg einer auf landesgeschichtlicher Basis betriebenen Verfassungsgeschichte; das war es ja auch, was Karl Bosl ihm vorwarf und zu seiner wachsenden Abstinenz führte. Die Themen der Tagungen und die publizierten Bände der »Vorträge und Forschungen« belegen diese Außensicht des Konstanzer Arbeitskreises. Die Herbsttagung 1975 jedoch setzte einen neuen Akzent. Die Tagung befasste sich mit »Recht und Schrift im Mittelalter«, zusammen mit ihrer Folgetagung im Frühjahr

gefunden, vgl. ebd., S. 239 sowie Ausgewählte Probleme europäischer Landnahmen des Früh- und Hochmittelalters, Teil 1–2, hg. v. Michael MÜLLER-WILLE/Reinhard SCHNEIDER (Vorträge und Forschungen 41), Sigmaringen 1993/94.

31) Programmatisch: Klaus GRUBMÜLLER/Peter JOHANEK/Konrad KUNZE/Klaus MATZEL/Kurt RUH/Georg STEER, Spätmittelalterliche Prosaforschung, in: Jahrbuch für Internationale Germanistik 5 (1973), S. 156–176; dazu den bilanzierenden Band: Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung. Beiträge der Würzburger Forschergruppe zur Methode und Auswertung, hg. v. Kurt RUH (Texte und Textgeschichte 19), Tübingen 1985.

32) Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, 2. Aufl., hg. v. Kurt RUH (seit 1993 v. Burghart WACHINGER), Berlin/New York 1978ff. (Die erste Lieferung ist 1977 erschienen).

1976. Sie wurde von Peter Classen vorbereitet und bedeutete einen Wendepunkt in der Themenwahl des Arbeitskreises³³). Darauf wird zurückzukommen sein. In einem zweiten Zugriff soll nun noch einmal von den Rahmenbedingungen mediävistischer Forschung im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts ausgegangen werden, und dabei sind knapp einige Punkte zu berühren, die wichtig zu sein scheinen. Dazu gehört auch die Frage nach weiteren Epochendaten, etwa nach den Nachwirkungen des Jahres 1968 und des Einschnitts in der politischen Geschichte, den die Jahre 1989/90 bedeuten.

Zunächst müssen noch einmal die Grundlagen der Rahmenbedingungen zur Sprache kommen. Es liegt auf der Hand, dass mediävistische Forschung ganz wesentlich davon abhängt, wie viele Positionen verfügbar sind, die die Forscher ernähren, d.h. in diesem Falle Professuren und Mitarbeiterstellen in Institutionen der Forschung und Lehre. So zu fragen, heißt nicht, die Bedeutung der Forschung zu verkennen, die unabhängig davon geleistet wurde und wird. Zu denken ist dabei vor allem an die Forschungsarbeit etwa der Archivare, doch sind solche Leistungen quantitativ kaum zu erfassen. Die Zahl der Professuren und ihr etwaiger Wandel scheint daher der verlässlichste Indikator zu sein, selbst wenn auch er hier nicht exakt zu erfassen ist³⁴). Im Jahr 1975 existierten in der Bundesrepublik 34 Universitäten und Technische Hochschulen, an denen Geschichtswissenschaft betrieben wurde, mit etwa 60 Lehrstühlen und 25 anderen Professuren (C 2 und C 3), die dem Mittelalter zugeordnet waren, einschließlich der landesgeschichtlichen Professuren, die zu diesem Zeitpunkt mit einem Mediävisten besetzt waren, also insgesamt etwa 85 Professuren.

In dieser Zahl ist ein erster Wachstumsschub seit der Mitte der sechziger Jahre bereits enthalten: Er resultiert aus der Gründung der neuen Universitäten Bielefeld, Bochum, Bremen, Konstanz, Regensburg und Trier, sowie aus den Überleitungen in das Professorenamt im Zuge der Universitätsreformen um 1970. Dabei ist zu sagen, dass diese sich im Fach

33) Zu den von Peter Classen vorbereiteten Tagungen ENDEMANN, *Geschichte* (wie Anm. 30), S. 185, 219f., 224f.

34) Die hier vorgelegten Zahlen beruhen auf eigenen Auszählungen, die jedoch keinen Anspruch auf Exaktheit erheben können, da eine Grundlage, wie sie Wolfgang WEBER, *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800–1970*, Frankfurt a. M. u. a. 1984 sowie ders., *Biographisches Lexikon zur Geschichtswissenschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Die Lehrstuhlinhaber für Geschichte von den Anfängen des Faches bis 1970*, Frankfurt a. M. 1984, vorgelegt hat, für die Zeit nach 1970 fehlt. Anders als dort wurde der Versuch gemacht, nicht lediglich die Lehrstuhlinhaber, sondern auch die ao. Professoren sowie die apl. Professoren einzubeziehen, soweit sie eine besoldete Stellung an der Universität einnahmen, sowie auch die im Zuge der »Universitätsreform« der siebziger Jahre auf C 2- und C 3-Stellen übergeleiteten Professoren. Eine solche Zählung ist mit großen Unsicherheitsfaktoren behaftet, und es kann hier nur um Näherungswerte gehen. Nützliche Hinweise zur Situation in der DDR bei Michael BORGOLTE, *Eine Generation marxistischer Mittelalterforschung in Deutschland. Erbe und Tradition aus der Sicht eines Neu-Humboldtianers*, in: ders., Hg., *Mittelalterforschung nach der Wende* (wie Anm. 40), v. a. S. 7, Anm. 11.

mittelalterliche Geschichte in Grenzen hielten und mit ganz verschwindenden Ausnahmen nur Habilitierte betrafen. Vor diesem Wachstumsschub wird man von vielleicht 60 Professoren für mittelalterliche Geschichte ausgehen dürfen. Das sind die Verhältnisse in der Bundesrepublik; in der DDR lagen die Zahlen selbstverständlich viel niedriger. Bei sechs Universitäten, einigen Pädagogischen Hochschulen und den Einrichtungen der Akademie der Wissenschaften waren es 1989 etwa 15 Professuren, und ihre Zahl war im Grunde seit den sechziger Jahren stabil geblieben, d. h. das Wachstum, das in der Bundesrepublik zu verzeichnen war, fand hier nicht statt. Das Wachstum in der Bundesrepublik dagegen setzte sich nach 1975 fort. Es entstanden 16 neue Universitäten mit insgesamt 18 Mittelalterprofessuren, an den bereits bestehenden Universitäten kamen noch neue Professuren hinzu, teils durch Überleitung, teils durch echte Neueinrichtung bis gegen Ende der achtziger Jahre. Dabei ist zu bedenken, dass stets einige Professuren wieder wegfielen, insbesondere jene Überleitungsprofessuren in den Fällen, in denen ihre Inhaber einen Ruf nach auswärts erhielten. Die FU Berlin, die zeitweise über 11 Professuren für mittelalterliche Geschichte verfügte, ist ein instruktives Beispiel für diese Vorgänge. Im Jahre 1989 gab es in der Bundesrepublik Deutschland zwischen 100 und 110 Professuren für mittelalterliche Geschichte, und das dürfte gegenüber der Mitte der sechziger Jahre nahezu auf eine Verdoppelung hinauslaufen, d. h. auf ein Wachstum, das es in der Geschichte des Faches zuvor noch nie gegeben hatte. Auf den ersten Blick scheint dies der These von der politisch gewollten Reduzierung und Beschränkung des Faches zu widersprechen, doch ist zu bedenken, dass in anderen Fächern, etwa in der Pädagogik und in der Soziologie, das Wachstum noch viel größer war. Der Vollständigkeit halber sei noch vermerkt, dass für die deutschsprachige Mediävistik noch die Professuren für mittelalterliche Geschichte in Österreich und in der deutschsprachigen Schweiz hinzuzuzählen sind. Es handelt sich dabei um etwa 15–20 Professuren. Der Zuwachs an Universitäten und damit an Professuren hat sich in beiden Ländern in engen Grenzen gehalten. Die »Wende« von 1989/90 und ihre Folgen brachten noch einmal ein Wachstum für die Mediävisten der Bundesrepublik. Das gilt nicht so sehr für die absoluten Zahlen, denn nach der Reorganisation der Universitäten in den Neuen Ländern ergaben sich dort 17 Professuren, die mit Mittelalterhistorikern besetzt sind. Das entscheidende Faktum jedoch war, dass diese Positionen bis auf zwei Ausnahmen von Mediävisten der Bundesrepublik übernommen wurden, also sich dort noch einmal eine Karrierechance in großer Breite darbot. Das lag weniger daran, dass die Mittelalterhistoriker der DDR aus ihren Ämtern gedrängt wurden, sondern daran, dass sich dort eine strukturelle Lücke auftat. Eine Generation trat ab, und habilitierter Nachwuchs stand zu jenem Zeitpunkt nicht bereit. Zeitweise lag also der Bestand an Professuren für mittelalterliche Geschichte in der ersten Hälfte der neunziger Jahre bei etwa 120 Professuren. Seit Mitte der neunziger Jahre sinkt dieser Bestand bei steigender Zahl der Habilitationen. Gegenwärtig sind wohl 80 Habilitierte des Faches ohne Professorenamt. Die Probleme, die sich daraus ergeben, sind bekannt und hier nicht zu erörtern. Von Wichtigkeit ist es lediglich, das außergewöhnliche Ansteigen der Zahl durch Habilitation aus-

gewiesener Mediävisten seit der Mitte der neunziger Jahre wahrzunehmen, eine direkte Folge der Ausweitung der Universitätslandschaft der siebziger und achtziger Jahre, wobei es in den um 1980 neu gegründeten Universitäten erst um 1995 zu den ersten Habilitationen kam.

Diese hier in Umrissen skizzierte Ausweitung des Faches betraf nicht lediglich die Universität und ihre Ausstattung mit Professuren für mittelalterliche Geschichte, sondern spiegelte sich auch in der Entwicklung der Forschungsinstitutionen und der Forschungsförderung. Gab es bis in die siebziger Jahre hinein neben den beiden Auslandsinstituten in Rom und Paris mit starken Mittelalteranteilen noch das Max-Planck-Institut mit seinem Mittelalteranteil und die *Monumenta Germaniae Historica*, so kam seit damals einiges hinzu. Es gelang die Institutionalisierung der »Regesta Imperii«, die Aktivitäten der MGH konnten durch das Akademienprogramm verbreitert werden, auch neue Institute entstanden, so 1969/70 das Institut für vergleichende Städtegeschichte in Münster, das stark von mediävistischen Fragestellungen geprägt war.

Entscheidend aber war eine andere Entwicklung, nämlich der Entschluss der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), Verbundforschung in Schwerpunktprogrammen und -projekten auch in den Geisteswissenschaften zu fördern und entsprechende Finanzierungsmodelle zu entwickeln: Die Sonderforschungsbereiche, die Forschergruppen und die Schwerpunktprogramme. In den neunziger Jahren traten die Graduiertenkollegs als neue Form der Promotionsförderung hinzu. Die Zahl der mediävistischen Projekte dieser Art hat in den vergangenen 25 Jahren beständig zugenommen und damit auch die Zahl junger Mediävisten, die die Gelegenheit erhalten, an wissenschaftlicher Forschung und ihren Diskussionsforen zumindest auf Zeit teilzuhaben.

Das hat weitreichende Folgen gehabt. Gerade in den frühen Forschungsverbänden dieser Art – etwa in der Vorbereitungsphase des Sonderforschungsbereichs 7 (Mittelalterforschung) in Münster³⁵⁾ und der Würzburger Forschergruppe »Prosa des deutschen Mittelalters«³⁶⁾ – gingen starke Impulse von Assistenten und wissenschaftlichen Mitarbeitern aus. Bei der letzteren fungierten Angehörige dieser Gruppe nach der Einrichtung sogar als Antragsteller und Projektleiter. Insgesamt ist auch bei starker Dominanz der Professoren als Projektleiter in solchen Forschungsorganisationen die Selbständigkeit und das Selbstbewusstsein der Mitarbeiter gestiegen. Zudem trat neben die Lehrer-Schüler-Beziehungen auch ein verstärkter Austausch zwischen den Mitarbeitern, vor allem auch mit Angehörigen anderer Disziplinen. Die Interdisziplinarität, die bei den meisten dieser Förderungs-

35) Vgl. zur Gründung des Sonderforschungsbereichs 7 (Mittelalterforschung): Der Münsterer Sonderforschungsbereich »Mittelalter- und Renaissanceforschung«, in: *Frühmittelalterliche Studien* 2 (1968), S. 422–432, sowie die weiteren Berichte in den folgenden Jahrgängen; dazu die Äußerungen von Otto Gerhard OEXLE in der Diskussion der Reichenau-Tagung (Protokoll, Nr. 386, S. 42f.).

36) Vgl. Anm. 31.

formen von vornherein intendiert war, bildete vom Anspruch her vielleicht die stärkste Wirkungs- und Innovationskraft, wenn auch die Realität häufig dahinter zurückblieb. Hinzukam, dass in den meisten dieser Arbeitsgruppen früh die elektronische Datenverarbeitung als Hilfsmittel der Forschung und Publikation eingesetzt wurde und damit die Forschungspraxis nachhaltig verändert wurde.

Diese insgesamt neuartige Entwicklung von Forschungsorganisation und Forschungspraxis, gelegentlich auch als »Sekten der Sonderforschung«³⁷⁾ bezeichnet, die seit Beginn der siebziger Jahre allmählich auch außerhalb der hier charakterisierten Großformen wirksam wurde, gehörte zu den Kräften, die den Habitus der Mediävisten neu geformt haben. Die Generation der Mittelalterhistoriker, die seit den achtziger Jahren heranwächst oder bereits herangewachsen ist, hat eine andere wissenschaftliche Sozialisation erfahren, als jene Generation, die zu Beginn der achtziger Jahre in die Professuren einrückte und gerade jetzt, zum Jahrhundertbeginn, abzutreten beginnt. Man wird nämlich festhalten müssen, dass der größte Erneuerungsschub auf den Lehrstühlen für Geschichte des Mittelalters in dem Jahrzehnt zwischen 1978 und 1983 erfolgt ist. Etwa 25 Professoren für mittelalterliche Geschichte haben damals ihre Ersternennung erfahren. Diese Generation hat die geschilderte Entwicklung getragen und zum Teil in Gang gesetzt, ist aber noch nicht selbst durch sie geformt worden.

Ein weiteres Ausweitungsphänomen hat ebenfalls großen Einfluss auf die Ausformung eines neuen Habitus der Mediävisten genommen. Noch 1995 hat Hanna Vollrath in einer Stellungnahme zur Diskussion um das Buch von Johannes Fried »Der Weg in die Geschichte« den Satz niedergeschrieben: »Geschichte als Wissenschaft findet in Aufsätzen, Miszellen, Rezensionen, ihren schriftlichen Niederschlag, in der literarischen Produktion mithin, durch die und in der Historiker vor allem miteinander reden und streiten«³⁸⁾. Der Satz stimmt bereits seit etwa zwei Jahrzehnten nur noch partiell. Der wissenschaftliche Aufbau und der wissenschaftliche Streit vollzieht sich seit langem sehr wesentlich auf Tagungen, in formalisierten Diskussionen und informellen Gesprächen, und – auch dies gehört dazu – hier werden auch die Positionskämpfe ausgefochten, Positionen markiert, *coniurationes* geschlossen, Heerschau gehalten. Hierher gehören auch die Massenveranstaltungen, die eher nach einer Chaostheorie angelegt erscheinen, wie Kalamazoo und Leeds, die aber dennoch fruchtbare Kommunikationserlebnisse ermöglichen. Tagungen und Symposien sind zu ganz wesentlichen, vielleicht zu den wesentlichsten Foren der wissenschaftlichen Diskussion geworden. Das Besondere an der deutschen Mediävistik war, dass sie früh über ein solches Diskussionsforum verfügte: den Konstanzer Arbeitskreis für

37) Arno BORST, Mein Lebenslauf, in: ders., Barbaren, Ketzer und Artisten. Welten des Mittelalters, München 1988, S. 608–614, hier S. 612.

38) Hanna VOLLRATH, Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung. Zur Diskussion um das Buch »Der Weg in die Geschichte« von Johannes Fried, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 43 (1995), S. 451–459, hier S. 456.

mittelalterliche Geschichte und seine Tagungen, die in ihrer Anlage und ihrem Konzept nach in den fünfziger Jahren entstanden, ja in ihren Wurzeln sogar noch in die Zeit des 2. Weltkriegs zurückreichen³⁹⁾. Der Nachdruck liegt dabei auf dem Wort »e i n« im Sinne von ein einziges, denn lange Zeit waren die Tagungen des Konstanzer Arbeitskreises die einzigen dieser Art, wurden als etwas besonderes angesehen und besaßen im Leben des Faches eine außerordentliche Definitionskraft. Eben dies änderte sich seit den siebziger Jahren, änderte sich in einem solchen Ausmaß, dass die Tagung zu beherrschenden Lebensform des Mediävisten geworden ist. Diese Tagungstätigkeit ist vielgestaltig, unterschiedlich wissenschaftlich intensiv und auf vielfältige Weise mit den soeben beschriebenen Förderungsmodellen verbunden. Summa summarum: Die Kommunikationsbedingungen der Mediävisten haben sich im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts außerordentlich stark verändert, und vermutlich ist dies alles der unabdingbare Hintergrund für die Vielfalt der mediävistischen Forschung, wie sie in Deutschland und von deutschsprachigen Mediävisten gegenwärtig ganz allgemein betrieben wird.

Wer das Buch von Hans-Werner Goetz zur modernen Mediävistik aufschlägt, wird einen guten Leitfaden durch diese Vielfalt finden. Man könnte ihn nun hier entlanggehen und Posten für Posten abhandeln, ebenso wie man sich an Michael Borgoltes Analysen zur Sozialgeschichte des Mittelalters halten könnte, die einen der Kernbereiche mediävistischer Aktivität erfassten, einen Kernbereich zudem, wie er sich als Ergebnis der Herausforderungen der sechziger Jahre für die Mediävisten in der Folgezeit in den Vordergrund schob⁴⁰⁾. Es ließen sich dabei die Wandlungen der einzelnen Teil- oder Subdisziplinen untersuchen und die Rezeption neuer Betrachtungsweisen und Themenfelder, wie der Alltagsgeschichte, der Gender-Studies oder Psychohistorie auf ihr jeweiliges Gewicht prüfen. Dabei könnten die Darlegungen von Hans-Werner Goetz aus der Perspektive der Spätmittelalterforschung noch erweitert werden, denn dieses Buch ist trotz seiner stupenden Weite des Blickes doch das Buch eines Forschers, der von den Problemfeldern des Früh- und Hochmittelalters ausgeht. Das alles ist hier im engen Rahmen dieses Beitrags selbstverständlich nicht möglich. Die prinzipiellen Wandlungen im Fach sind als bekannt vorauszusetzen: Die Herausforderung durch die Sozialwissenschaften und die Konstatierung eines Theoriedefizits als Signatur der siebziger Jahre. Die Generation der Mittel-

39) Vgl. ENDEMANN, *Geschichte* (wie Anm. 30), S. 202ff. mit einer Liste der Tagungen.

40) Hans-Werner GOETZ, *Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung*, Darmstadt 1999; dazu neuerdings noch ders. (Hg.), *Die Aktualität des Mittelalters*, Bochum 2000; BORGOLTE, *Sozialgeschichte* (wie Anm. 20); dazu die Bestandsaufnahme: *Mittelalterforschung nach der Wende 1989*, hg. v. dems. (*Historische Zeitschrift*, Beiheft 20), München 1995; *Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts*, hg. v. Otto Gerhard OEXLE (*Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft* 2), Göttingen 1996; nützlich auch ein Blick auf ähnliche Bemühungen außerhalb Deutschlands, z. B. *The past and future of medieval studies*, hg. v. John VAN ENGEN, Notre Dame/London 1994.

alterhistoriker, die um 1980 in die Professuren einrückte, war bereits geprägt von dieser Auseinandersetzung, stärker als ihre Vorgängergeneration, die sie nur vereinzelt angenommen hat.

Die Folge war – und dies ist oft betont worden – die Ablösung der Verfassungsgeschichte durch die Sozialgeschichte. Doch ist dies bestenfalls die halbe Wahrheit. In der Tat traten sozialgeschichtliche Themen in den Vordergrund und wurden stark beachtet und diskutiert, wobei vor allem die Geschichte der sozialen Gruppen und ihrer Interaktionen einen herausragende Rolle spielte. Die Verfassungsgeschichte jedoch verschwand nicht aus den zentralen Bemühungen des Faches, wo sie ja auch der Konstanzer Arbeitskreis seit seiner Entstehung angesiedelt sah und mit einer landesgeschichtlichen Basis zu unterfangen suchte. Vielmehr erfolgte eine Überprüfung der Grundbegriffe unter Einbeziehung der sozialgeschichtlichen Sichtweisen und Methoden, um zu einem neuen Zugriff zu kommen.

Die Tagungstätigkeit des Konstanzer Arbeitskreises seit den siebziger Jahren zeigt das deutlich. Themen wie Königtum und Freiheit, die schon in den vorhergehenden Perioden unter anderen Aspekten eine Rolle gespielt hatten, wurden wieder aufgenommen, anderes trat hinzu⁴¹). Auch das Fach insgesamt hat verfassungsgeschichtliche Fragen immer wieder aufgegriffen und auf neuerer Grundlage diskutiert. Diese Debatten dauern an und bestimmen die Forschung auch auf jenen Feldern, die in den letzten Jahrzehnten im Mittelpunkt des Interesses standen: Die Kohäsionskräfte des spätmittelalterlichen Reichs mit den Komponenten Herrscher und Hof, Konflikt und Konsens, die vielfältigen Probleme der Herrschaftspraxis im frühen und hohen Mittelalter und die Regelmäßigkeit gesellschaftlicher wie politischer Interaktionen und deren Ausdrucksformen. Lediglich eine gravierende Veränderung trat ein, indem rechtsgeschichtliche Aspekte der Verfassungsgeschichte, der »Verfasstheit« zunehmend zurücktraten, ja geradezu verschwanden. Darauf wird zurückzukommen sein.

Was die siebziger Jahre und die darauffolgende Zeit prägte, war auch die Bereitschaft, sich auf Sichtweisen der Mittelalterforschung in den westlichen Nachbarländern einzulassen, wobei die französische Mediävistik stärker im Vordergrund stand als jene der angelsächsischen Länder. Es ging dabei – und dies ist offenbar charakteristisch für das Doppelseitige jener Generation, die um 1980 nach vorne rückte – weniger um Übernahme oder Adaptation solcher Sichtweisen, Methoden und Instrumentarien, als um Anerkennung anderer Wissenschaftstraditionen und der Auseinandersetzung mit ihnen. Es muss von Traditionen die Rede sein, denn auch die wissenschaftliche Praxis der Gruppe um die »Annales« und die französische Sozialgeschichtsforschung ganz allgemein blickte damals bereits auf ein ehrwürdiges Alter zurück, hatte Wandlungen durchlaufen und setzte zu neuen an⁴²).

41) Vgl. die Liste bei ENDEMANN, *Geschichte* (wie Anm. 30), S. 232ff.

42) Die ersten Aufsätze, die die junge Wissenschaftlergeneration von 1970 mit der Annales-Gruppe in systematischer Information konfrontierten, waren wohl Karl-Erich BORN, *Neue Wege der Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Frankreich: Die Historikergruppe der »Annales«*, in: *Saeculum* 15 (1964), S. 298–309

Aber man geht wohl nicht fehl anzunehmen, dass es die Faszination der Mentalitätsgeschichte⁴³⁾ gewesen ist, die in den siebziger und frühen achtziger Jahren das Nachdenken über Grundbedingungen mediävistischer Forschung in Gang gesetzt hat, zu den erkenntnistheoretischen Überlegungen anregte, die letztlich zu den Debatten um den Charakter der Quellen und um die Phantasie des Historikers führten, die in der Kontroverse um Johannes Frieds Buch »Der Weg in die Geschichte« ihren Höhepunkt fand und die von Gerd Althoffs Kritik ausgelöst wurde⁴⁴⁾. Man wird diese Kontroverse der Mitte der neunziger Jahre, die nicht abgeschlossen ist und vielleicht nicht abschließbar ist, als einen Markstein in der Entwicklung der Disziplin betrachten dürfen. In ihr schürzt sich ein Knoten aus den Fäden, die in der Auseinandersetzung mit der Mentalitätsgeschichte aufgenommen wurden.

In diesem Auseinandersetzungsprozess erfolgte ganz sicher auch die Aufnahme von Anregungen aus der Anthropologie (die bereits die gesellschaftsgeschichtliche Konzeption Karl Bosls beeinflusst hatten), jene Anstöße, die sich in den neunziger Jahren vor allem durch die Rezeption Michel Foucaults und Pierre Bourdieus derart verdichteten, dass

sowie Manfred WÜSTEMEYER, Die »Annales«: Grundsätze und Methoden ihrer »neuen« Geschichtswissenschaft, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 54 (1967), S. 1–45; systematisch eingefügt in die Diskussion um das Verhältnis von Soziologie und Geschichte wurde sie in der damals einflussreichen Studie von SCHULZE, Soziologie und Geschichtswissenschaft (wie Anm. 12), S. 72–83; vgl. zur Rezeption im übrigen vor allem Peter SCHÖTTLER, Zur Geschichte der Annales-Rezeption in Deutschland (West), in: Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der ANNALES in ihren Texten 1929–1992, hg. v. Matthias MIDDLELL/Steffen SAMMLER, Leipzig 1994, S. 40–60, die Darstellung bei GOETZ, Moderne Mediävistik (wie Anm. 40), S. 84–89 sowie v. a. Otto Gerhard OEXLE, Was deutsche Mediävisten an der französischen Mittelalterforschung interessieren muss, in: BORGOLTE (Hg.), Mittelalterforschung nach der Wende (wie Anm. 40), S. 89–127.

43) Ausgelöst vor allem durch die Rezeption der Arbeiten Jacques Le Goffs; vgl. zu ihm Otto Gerhard OEXLE, Das Andere, die Unterschiede, das Ganze. Jacques Le Goffs Bild des europäischen Mittelalters, in: Francia 17/I (1990), S. 141–158, sowie: The Work of Jacques Le Goff and the Challenges of Medieval History, hg. v. Miri RUBIN, Woodbridge 1997; die erste weithin beachtete deutsche Reaktion scheint mir gewesen zu sein: Rolf SPRANDEL, Mentalitäten und Systeme. Neue Zugänge zur mittelalterlichen Geschichte, Stuttgart 1972; vergleichsweise spät hat der Konstanzer Arbeitskreis mit einer Tagung reagiert, die im Frühjahr 1985 stattfand: Mentalitäten im Mittelalter. Methodische und inhaltliche Probleme, hg. v. František GRAUS (Vorträge und Forschungen 35), Sigmaringen 1987, vgl. dazu ENDEMANN, Geschichte (wie Anm. 30), S. 186 u. 227.

44) Johannes FRIED, Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands bis 1024 (Propyläen-Geschichte Deutschlands 1), Berlin 1994; dazu Gerd ALTHOFF, Von Fakten zu Motiven. Johannes Frieds Beschreibung der Ursprünge Deutschlands, in: HZ 260 (1995), S. 107–117, und dort auch die Entgegnung von Johannes FRIED, Über das Schreiben von Geschichtswerken und Rezensionen. Eine Erwiderung, in: HZ 260 (1995), S. 119–130. Die Position Frieds vertritt nachdrücklich Hanna VOLLRATH, Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung (wie Anm. 35); vgl. jüngst noch Lothar KOLMER, Wie Historiker streiten. Einige Anmerkungen zur Fried-Althoff-Kontroverse, in: Tradition und Wandel. Beiträge zur Kirchen-, Gesellschafts- und Kulturgeschichte. Festschrift für Heinz Dopsch, hg. v. Gerhard AMMERER, Wien 2001, S. 80–96.

von einer »kulturalistischen Wende« oder gelegentlich gar von einer historischen Kulturwissenschaft die Rede ist⁴⁵). Diese Annäherung an anthropologische und kulturwissenschaftliche Fragestellungen, die heute das Feld zu beherrschen scheinen, ist keine systematische gewesen, sondern vollzog sich punktuell und verdeckt. Doch einer der ersten und vielleicht wichtigsten Versuche, sozial- und kulturgeschichtliche Fragestellungen mit dem Kernkomplex der Verfassungsgeschichte zu verknüpfen, steht im Zusammenhang mit den Tagungen des Konstanzer Arbeitskreises. Er ist bei der Suche nach Periodisierungsmerkmalen bereits benannt worden, und es handelt sich um die beiden Tagungen »Recht und Schrift im Mittelalter« 1975/76, vorbereitet und konzipiert von Peter Classen⁴⁶). Diese Tagungsfolge wich bereits in ihrer Titelgebung von den herkömmlichen, durch die landesgeschichtliche Konzeption des Arbeitskreises geprägten Benennungen ab, und Peter Classen wollte Schrift oder Schriftlichkeit (denn um sie ging es auf den Tagungen) als grundlegende Kulturtechnik verstanden wissen. Dass es Classen in der Tat um die Verknüpfung von Kulturgeschichte neuer Prägung und Sozialgeschichte sowie deren Implantation in den Arbeitskreis ging, belegt auch eine zweite Tagungsfolge, die er gleichzeitig noch konzipierte und die nach seinem frühen Tod von Johannes Fried durchgeführt und zur Publikation gebracht wurde: »Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters« (1981 und 1982)⁴⁷).

Es ging Peter Classen bei dieser Tagungsfolge zu Recht und Schrift noch um ein weiteres Element. Die Kulturtechnik der Schriftlichkeit sollte im Hinblick auf ihre Rolle im Recht untersucht werden, das er wiederum als zentrales Element der Verfassungsgeschichte ansah. Classens innovatorischer Anstoß erfolgte auf der Grundlage einer Forschungsentwicklung, die zu Beginn der siebziger Jahre hohe Aktualität und ein großes Erklärungspotential zu besitzen schien. Gemeint ist der enorme Aufschwung der Erforschung der Quellen des kanonischen Rechts, des früheren wie des späten Mittelalters, in der internationalen Mediävistik, für die hier der Name Stephan Kuttners und seiner Schule stehen darf, für Deutschland Horst Fuhrmann und Winfried Trusen⁴⁸). Es muss noch hin-

45) Vgl. nur GOETZ, *Moderne Mediävistik* (wie Anm. 40), S. 106–117; 330–339; ferner die programmatische Rede Johannes Frieds auf dem Quedlinburger Geschichtslehrer-Tag 1999: *Geschichte als historische Anthropologie*, in: *Politik und ihre Didaktik* 28 (2000), S. 9–24.

46) Vgl. ENDEMANN, *Geschichte* (wie Anm. 30), S. 185, 219f.; dazu: *Recht und Schrift im Mittelalter*, hg. v. Peter CLASSEN (Vorträge und Forschungen 23), Sigmaringen 1977.

47) ENDEMANN, *Geschichte* (wie Anm. 30), S. 185, 224f.; dazu: *Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters*, hg. v. Johannes FRIED (Vorträge und Forschungen 30), Sigmaringen 1986.

48) Zum Werk Stephan Kuttners vgl. den Nachruf v. Domenico MAFFEI, *Ricordo di Stephan Kuttner (1907–1996)*, in: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kan. Abt.* 84 (1998), S. 684–686; *Collectanea Stephan Kuttner*, Bd. 1–4 (*Studia Gratiana* 11–14), Bologna 1967, sein *Repertorium der Kanonistik (1140–1234)*. *Prodromus corporis glossarum I* (*Studi e Testi* 71), Città del Vaticano 1937. 1971 begründete Kuttner die *New Series des Bulletin of Medieval Canon Law*, von dem, wie von der Tätigkeit des *Institute of Medieval Canon Law* in Berkeley, in der Folgezeit starke Impulse ausgingen; in Deutschland

zugefügt werden, dass diese Erforschung des kanonischen Rechts sich eng mit den Bemühungen um die Geschichte der Rezeption des römischen Rechts während des Mittelalters, des *Ius Romanum Medii Aevi*, verknüpfte und dass diese Bemühungen bereits auf älteren Grundlagen ruhten, die bis in die Zwischenkriegszeit zurückreichten. Nun aber setzte 1973 der monumentale erste Band von Helmut Coings »Handbuch der Quellen und Literatur der neueren europäischen Privatrechtsgeschichte« einen neuen Markstein nicht nur für die Juristen, sondern auch für die Arbeit der Historiker⁴⁹⁾. So konnte es wenigstens scheinen, denn man begann damals auch die innere Entwicklung des Rechts, seine Techniken und Prozeduren und deren Erforschung für die Analyse der Ausgestaltung des modernen Staates, auch der territorialen Herrschaftsausübung nutzbar zu machen. Die Arbeiten Othmar Hageneders aus jenen Jahren belegen dies hinlänglich⁵⁰⁾. Dieser um 1970 so fruchtbar erscheinende Entwicklungsstrang der deutschen Mediävistik ist jedoch während des letzten Viertels des 20. Jahrhunderts fast vollständig abgebrochen. Das gilt im übrigen auch für die mit der Rechtsgeschichte eng zusammenhängende Verwaltungsgeschichte, die im übrigen noch während der siebziger Jahre neue Impulse zu erhalten schien⁵¹⁾. Unter dem Druck des Paradigmenwechsels zur Sozialgeschichte ist die traditionelle Verknüpfung von Verfassungsgeschichte und Rechtsgeschichte gelöst worden. Die Kategorie Recht ist aus der Betrachtung des Mittelalters weitgehend verschwunden, vor allem was die Rechtsnormen, die durch sie intendierte Ordnung und die Versuche, sie durch Prozeduren und Verfahren durchzusetzen, angeht. Hans-Werner Goetz hat diesen

setzten die Akzente für das frühmittelalterliche Kirchenrecht: Horst FUHRMANN, Einfluss und Verbreitung der pseudoisidorischen Fälschungen von ihrem Auftauchen bis in die neuere Zeit, Bd. 1–3 (Schriften der Monumenta Germaniae Historica 24), Stuttgart 1972–1974; für das spätere Mittelalter Winfried TRUSEN, Anfänge des gelehrten Rechts in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Frührezeption, Wiesbaden 1962; vgl. auch seine gesammelten Aufsätze, ders., Gelehrtes Recht im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Goldbach 1997.

49) Handbuch der Quellen und Literatur der neueren europäischen Privatrechtsgeschichte. Erster Band: Mittelalter (1100–1500). Die gelehrten Rechte und die Gesetzgebung, hg. v. Helmut COING, München 1973.

50) Sie gehen aus von seinem Buch: Othmar HAGENEDER, Die geistliche Gerichtsbarkeit in Ober- und Niederösterreich von den Anfängen bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts (Forschungen zur Geschichte Oberösterreichs 10), Graz 1967; genannt seien hier lediglich ders., Lehensvogtei und Defensorenamt in den babenbergischen Herzogsurkunden, in: Babenberger-Forschungen, red. v. Max WELTIN (Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich NF 42), Wien 1976, S. 70–94 und der programmatische Vortrag, ders., Das Rechtsstudium und die Ausgestaltung des institutionellen Flächenstaates im hohen und späten Mittelalter, in: Bericht über den 13. österreichischen Historiker-Tag in Klagenfurt ... 1976, Wien 1977, S. 49–51.

51) Vgl. dazu den im Zusammenwirken mit der französischen Forschung entstandenen, aus einer Tagung des Deutschen Historischen Instituts Paris in Tours 1977 hervorgegangenen Sammelband: Histoire comparée de l'administration (IV^e–XVIII^e siècles), hg. v. Werner PARAVICINI und Karl Ferdinand WERNER (Beihefte der Francia 9), Zürich/München 1980; dazu noch die in Kooperation von Juristen und Historikern entstandene Deutsche Verwaltungsgeschichte, Bd. 1: Vom Spätmittelalter bis zum Ende des Reiches, hg. v. Kurt G. A. JESERICH/Hans POHL/Georg-Christoph von UNRUH, Stuttgart 1983.

Wandel folgendermaßen charakterisiert: »Sie (sc. heutige Rechts- und Verfassungsgeschichte) hat sich nicht nur (längst) von der Norm ab- und der Realität zugewandt, sondern damit auch von dem gewollten Recht und der aus den Rechtsquellen abgeleiteten Theorie zur Rechtspraxis, von der Herrschaft zur Macht, von der erstrebten zur gelebten Verfassung bewegt«⁵²⁾.

Nun ist unbestreitbar, dass mit der Lösung von starren Vorstellungen von der Wirksamkeit schriftlich fixierter Rechtsnormen der Weg geöffnet wurde zu einem besseren Verständnis der Lebensordnungen weitgehend oral bestimmter Gesellschaften des frühen und hohen Mittelalters, doch ebenso unbestreitbar ist, dass die zunehmende Rezeption des kanonischen und römischen Rechts, einhergehend mit immer stärkerer Verschriftlichung und Verrechtlichung weiter Lebensbereiche, vor allem auch in der kirchlichen Sphäre, seit dem 13. Jahrhundert die Lebensordnungen der Gesellschaft grundlegend verändert hat. Doch der im letzten Jahrzehnt intensivierten Erforschung der ungeschriebenen »Spielregeln« von Politik und Herrschaftsausübung sowie ihrer Darstellung in symbolischer Kommunikation⁵³⁾ steht keine ebenso intensive Erforschung der zunehmenden Verknüpfung von verschriftlichter Norm und gerichtlicher wie administrativer Prozedur zu ihrer Durchsetzung gegenüber. So ist in Deutschland die Diskussion um die Genese des modernen Staates nicht geführt worden, die in Westeuropa, etwa in einem Programm der »European Science Foundation« unter maßgeblicher Beteiligung der Mediävisten Jean Genet und Wim Blockmans und auch des deutschen Mediävisten Peter Moraw geführt worden ist⁵⁴⁾. Eine solche Diskussion in Deutschland selbst hätte nicht mehr den »germanischen Urgrund« des Staates betroffen, sondern durch Überlegungen zur Entwicklung des

52) GOETZ, *Moderne Mediävistik* (wie Anm. 40), S. 197; die zitierte Stelle ist eine der wenigen Stellen, an denen der Autor überhaupt auf das Problem der Rechtsgeschichte zu sprechen kommt (vgl. noch S. 202ff.), auch bei BORGOLTE, *Sozialgeschichte* (wie Anm. 20) wird die Fragestellung des Verhältnisses von Verfassungsgeschichte, Sozialgeschichte und Rechtsgeschichte kaum thematisiert.

53) Gerd ALTHOFF, *Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Friede und Fehde*, Darmstadt 1997; *Formen und Funktionen öffentlicher Kommunikation im Mittelalter*, hg. v. Gerd ALTHOFF (Vorträge und Forschungen 51), Stuttgart 2001.

54) Vgl. etwa *Power Elites and State Building*, ed. Wolfgang REINHARD, Oxford 1996, mit dem Beitrag v. Helène MILLET und Peter MORAW, *Clerics in the State*, S. 173–188, wie v. a. auch den Band *Legislation and Justice*, ed. Antonio PADOA SCHIOPPA, Oxford 1997. Neben diesen beiden Bänden gehören zum Unternehmen der European Science Foundation »The Origins of the Modern State in Europe, 13th to 18th Centuries« General Editors Wim BLOCKMANS, Jean-Philippe GENET, Oxford 1995ff folgende Themen-Bände: Theme A. *War and Competition between States*, ed. by Philippe CONTAMINE, 2000; Theme B. *Economic Systems and State Finance*, ed. by Richard BONNEY, 1995; Theme C. *Legislation and Justice*, ed. by Antonio PADOA SCHIOPPA, 1997; Theme D. *Power Elites and State Building*, ed. by Wolfgang REINHARD, 1996; Theme E. *Resistance, Representation, and Community*, ed. by Peter BLICKLE, 1997; Theme F. *The Individual in Political Theory and Practice*, 1996; Theme G. *Iconography, Propaganda, and Legitimation*, ed. by Allan ELLENUS, 1998.

Rechtssystems und seiner Prozeduren eine neue Basis erhalten können. Mit anderen Worten: Zwar haben uns die prosopographischen Forschungen die Bedeutung der Juristen und juristisch gebildeter Räte für die spätmittelalterlichen Herrschaftsträger demonstriert, doch die Geschichte der Werkzeuge, der Rechtsnormen und ihrer Handhabung, die die Basis ihrer Bedeutung ausmachen, ist weitgehend ungeklärt geblieben.

Dieser ausführliche Exkurs beschreibt eine abgebrochene Entwicklung, die Mitte der siebziger Jahre zukunftsfruchtig erschien, und auch solche Ansätze haben Anspruch auf Verzeichnung, selbst wenn Forschungsberichte meistens eine Geschichtsschreibung der Sieger darstellen. Festzuhalten bleibt, dass die von Peter Classen organisierte Reichenautagung von 1975 zu Recht und Schrift durchaus einen neuen Ansatz zur stärkeren Einbeziehung der Rechtsgeschichte und rechtsgeschichtlichen Quellenforschung in die Mediävistik bedeutete, der sich von der Rechtsgeschichte alten Schlags deutlich abhob. Doch in der Folgezeit haben nur wenige Historiker unter den Mediävisten der verschiedenen Altersgruppen diese Wege weiterverfolgt, und es ist nicht zu erkennen, dass die Bemühungen des »juristischen« Rechtshistorikers Bernhard Diestelkamp und seines Kreises um die Geschichte der höchsten Gerichtsbarkeit im Reich und ihre Quellen eine nennenswerte Wirkung auf die Historiker ausgeübt hätten⁵⁵).

Umso bemerkenswerter jedoch ist die Erfolgsgeschichte jenes anderen, von Peter Classen ins Spiel gebrachten Elements, der Geschichte der Schriftlichkeit. Sie ist in der Folgezeit zu einem der zentralen Themen der Mediävistik nicht nur in Deutschland geworden, vor allem auch in der Betrachtung des Spannungsfeldes Oralität – Literalität. Es muss hier

55) Vgl. etwa die Arbeiten zur Fortsetzung des »Repertoriums der Kanonistik« (wie Anm. 48) durch Martin BERTRAM, beginnend mit: Aus kanonistischen Handschriften der Periode 1234 bis 1298, in: Proceedings of the Fourth International Congress of Medieval Canon Law, Toronto, 21–25 August 1972 (Monumenta Iuris Canonici, Series C: Subsidia Vol. 5) Città del Vaticano 1976, S. 27–44; zuletzt ders., Die Konstitutionen Alexanders IV. (1255/56) und Clemens' IV. (1265/67). Eine neue Form päpstlicher Gesetzgebung, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kan. Abt. 88 (2002), S. 70–109; beispielhaft etwa noch: Winfried STELZER, Gelehrtes Recht in Österreich. Von den Anfängen bis zum frühen 14. Jahrhundert (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Erg.-Bd. 26), Wien 1982; Ingrid BAUMGÄRTNER, Martinus Garatus Laudensis. Ein italienischer Rechtsgelehrter des 15. Jahrhunderts, Köln/Wien 1986, sowie dies. (Hg.), Consilia im späten Mittelalter. Zum historischen Aussagewert einer Quellengattung (Schriftenreihe des Deutschen Studienzentrums in Venedig 13), Sigmaringen 1995; ferner die zahlreichen Aufsätze Helmut G. WALTHERS, die der Verknüpfung von Jurisprudenz und sozialer wie herrschaftlicher Praxis gelten, z. B.: »Verbis Aristotelis non utar, quia ea iuristae non saperent«. Legistische und aristotelische Herrschaftstheorie bei Bartolus und Baldus, in: Das Publikum politischer Theorie im 14. Jahrhundert, hg. v. Jürgen MIETHKE (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 21), München 1992, S. 111–126; ders., Die Rezeption Paduaner Rechtswissenschaft durch die Aufnahme Paduaner Konsilien in die Nürnberger Ratschlagbücher, in: BAUMGÄRTNER, Consilia (wie o.), S. 208–224; Bernhard DIESTELKAMP (Hg.), Quellen und Forschungen zur Höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich, Köln/Wien 1973ff. mit der Sonderreihe: Urkundenregesten zur Tätigkeit des deutschen Königs- und Hofgerichts bis 1451, Köln 1988ff.

genügen, auf die Aktivitäten des 1986 begründeten Sonderforschungsbereichs »Träger, Felder, Formen pragmatischer Schriftlichkeit im Mittelalter« an der Universität Münster hinzuweisen, nicht deswegen, weil sie die einzigen auf diesem Felde darstellten oder blieben, sondern weil sie am deutlichsten und übersichtlichsten dokumentiert sind⁵⁶). Bemerkenswert daran ist, dass dieser interdisziplinäre Verbund, der im wesentlichen Historiker und Philologen zusammenführte, nicht auf jene Anregungen von 1975 zurückgriff, sondern sich vor allem die Historiker unter den Begründern eher von angelsächsischen Arbeiten beeindruckt zeigten, vor allem von den Forschungen Michael T. Clanchys und Brian Stocks⁵⁷). Das muss zu diesem Punkt genügen und für alles weitere auf die Berichte des Sonderforschungsbereichs verwiesen werden.

In jedem Fall stellte diese Zuwendung zur Geschichte der Schriftlichkeit einen wichtigen Faktor im Aufbruch zum *cultural turn* dar, wie er vor allem seit Beginn der neunziger Jahre mit seiner Vielzahl der Themen und Themenkomplexe von der Erinnerungskultur bis zur Geschichte der Rituale und des Zeremoniells sich vollzogen hat und dem Spektrum mediävistischer Betätigung ständig neue Facetten hinzufügt. In dieser Entwicklung zeigt sich etwas grundsätzlich Neues. Die Entwicklung der deutschen Mediävistik wird nun zunehmend nicht mehr durch das Fortschreiben eigener Wissenschaftstraditionen bestimmt wie in früheren Zeiten, so viel an Innovation gelegentlich auch zu verzeichnen war. Vielmehr scheint es, als führe die hier beschriebene Habitusveränderung und die neuartige Sozialisation der jungen Mediävisten zu einer intensiveren Rezeption der internationalen Forschungsentwicklung, die sich offenkundig in immer schnelleren Rhythmen vollzieht. Doch sind diese Zukunftsperspektiven hier nicht weiter zu verfolgen.

Zum Schluss soll noch auf drei Punkte eingegangen werden, zunächst auf die Frage, wie sich der Paradigmenwechsel der frühen siebziger Jahre auf das klassische Feld der deutschen Mediävistik, die Quellenschließung und Quellenedition ausgewirkt hat⁵⁸). Die Antwort muss zwiespältig ausfallen. Auf der einen Seite hat diese Entwicklung institutionell die Lehre der sogenannten historischen Hilfswissenschaften an den deutschen Uni-

56) Programmatisch: Träger, Felder, Formen pragmatischer Schriftlichkeit im Mittelalter. Der neue Sonderforschungsbereich 231 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, in: Frühmittelalterliche Studien 22 (1988), S. 388–409; vgl. weiterhin die regelmäßigen Berichte in dieser Zeitschrift sowie die Akten des abschließenden Kongresses von 1999: Pragmatische Dimensionen mittelalterlicher Schriftkultur, hg. v. Christel MEIER, Volker HONEMANN, Hagen KELLER und Rudolf SUNTRUP (Münstersche Mittelalter-Schriften 80), Münster 2002.

57) Michael T. CLANCHY, *From Memory to Written Record: England, 1066–1307*. 2. Aufl. Repr. Oxford 1998, 1. Aufl. London 1979; Brian STOCK, *The Implications of Literacy. Written Language and Models of Interpretation in the 11th and 12th Centuries.*, Princeton, N. J. 1983.

58) Vgl. dazu die Überblicke von Rudolf SCHIEFFER, Die Erschließung des Mittelalters am Beispiel der Monumenta Germaniae Historia, in: Quelleneditionen und kein Ende, hg. v. Lothar GALL/Rudolf SCHIEFFER (Historische Zeitschrift, Beiheft NF 28), München 1999, S. 1–15; Erich MEUTHEN, Der Quellenwandel vom Mittelalter zur Neuzeit und seine Folgen für die Kunst der Publikation, in: ebd., S. 17–36.

versitäten eingeschränkt. Mehrere Lehrstühle sind entweder gestrichen (Marburg, Göttingen) oder lediglich als Dozentur auf Zeit (Bochum) besetzt worden. Doch ist dies im wesentlichen erst eine Entwicklung der neunziger Jahre. Zu beobachten aber ist, dass die universitäre Lehre seit langem im wissenschaftlichen Nachwuchs nicht mehr den für die Anfänge des Jahrhunderts typischen »Monumentisten« produziert und die Pflege der Hilfswissenschaften im akademischen Unterricht allgemein zurückgetreten ist. Das hat vielerlei Gründe, die hier nicht zu erörtern sind. Einer der wichtigsten vielleicht ist, dass Editionen keine akademischen Karrierechancen mehr zu begründen oder gar zu fördern vermögen. So ist die Basis derer, die die gegenwärtige und zukünftige Editionsarbeit an mittelalterlichen Quellen zu tragen im Stande sind, schmaler geworden.

Auf der anderen Seite jedoch sind auch wieder neue Antriebe zu verzeichnen gewesen, die ganz offensichtlich mit dem neuen Interesse am Spätmittelalter und an der Sozialgeschichte zusammenhängen. Während die klassische Diplomatik eher zurücktrat, erlebte die Handschriftenkunde, auch die Erschließung der Handschriftenbestände in den Bibliotheken⁵⁹⁾, einen deutlichen Auftrieb und fand Interesse, ja oft Faszination bei den jüngeren Mediävistengenerationen. Charakteristisch dafür ist, dass die Anstöße hierfür immer häufiger nicht aus der Historikerzunft selber kamen, sondern von den philologischen Nachbarfächern, insbesondere von der Germanistik. Das Ergebnis jedenfalls waren Studien zur Überlieferungsgeschichte, zur Rezeptionsgeschichte und zur Gebrauchssituation vor allem literarischer Texte. Insbesondere die Forschung zur mittelalterlichen Geschichtsschreibung hat von diesen Anstößen profitiert⁶⁰⁾, und aufs Ganze gesehen gilt

59) Zur Handschriftenererschließung in jüngerer Zeit vgl. Arno MENTZEL-REUTERS, Literaturbericht Handschriftenkataloge, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 51 (1995), S. 169–194; die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat für ihr umfangreiches Erschließungsprogramm publiziert: Richtlinien Handschriftenkatalogisierung, Bonn ⁵1992; hingewiesen sei noch auf zwei monumentale Arbeitsinstrumente: Sigrid KRÄMER, Handschriftenerbe des deutschen Mittelalters, Bd. 1–3 (Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz, Ergänzungsband), München 1989/90; Ulrich-Dieter OPPITZ, Deutsche Rechtsbücher des Mittelalters, Bd. 1–2, Köln/Wien 1990, sowie auf Karin SCHNEIDER, Paläographie und Handschriftenkunde für Germanisten. Eine Einführung, Tübingen 1999.

60) Wichtige Anstöße gingen insbesondere aus von den von Hans Patze veranstalteten Reichenau-Tagungen zur spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung 1980–82, vgl. dazu ENDEMANN, Geschichte (wie Anm. 30), S. 183; ihre Publikation: Geschichtsschreibung und Geschichtsbewusstsein im späten Mittelalter, hg. v. Hans PATZE (Vorträge und Forschungen 21), Sigmaringen 1987; die überlieferungsgeschichtlichen Studien galten vor allem breit überlieferten Texten, vgl. etwa Hubert HERKOMMER, Überlieferungsgeschichte der »Sächsischen Weltchronik«. Ein Beitrag zur deutschen Geschichtsschreibung des Mittelalters (Münchener Texte und Untersuchungen zur Deutschen Literatur des Mittelalters 38), München 1972; Anna-Dorothee VON DEN BRINCKEN, Studien zur Überlieferung der Chronik des Martin von Troppau. Erfahrungen mit einem massenhaft überlieferten historischen Text, Teil I, in: Deutsches Archiv zur Erforschung des Mittelalters 41 (1985), S. 460–531; Teil II, in: ebd. 45 (1989), S. 551–591; Nachträge, in: ebd. 50 (1994), S. 611–613; Heike Johanna MIERAU/Antje SANDER-BERKE/Birgit STUDT, Studien zur Überlieferung der *Flores temporum* (MGH Studien und Texte 14), Hannover 1996; neuerdings findet dieser Ansatz auch Anwendung auf die Überlieferung früh- und hochmittelalterlicher Geschichtsschreibung, vgl. die Arbeiten der Wiener Ar-

diese Intensivierung der Handschriftenstudien sowohl für das frühere wie das spätere Mittelalter, wenn auch das letztere eindeutig den größeren Zuwachs zu verzeichnen hat. Sind in den Publikationen der MGH die Gewichte zwischen den Perioden etwa gleichmäßig verteilt, so überwiegt bei den »Handlungstexten« (Erich Meuthen) ganz eindeutig das spätere Mittelalter, wobei gerade in der Materialerfassung der »Regesta Imperii« für das ausgehende Mittelalter große Fortschritte erzielt worden sind⁶¹). Ganz unverkennbar hat die Erforschung des Schriftguts der römischen Kurie gerade durch die neuartigen sozialgeschichtlichen Fragestellungen einen kräftigen Schub erhalten, der über die Bearbeitung der immer schon stark beachteten päpstlichen Register im Zusammenhang mit dem »Repertorium Germanicum« hinaus sogar zur Begründung einer neuen Editionsreihe, der Erschließung der erhaltenen Register der päpstlichen Pönitentiarie in der Art des »Repertorium Germanicum« durch Ludwig Schmugge und seine Mitarbeiter geführt hat⁶²).

Es blieb bei all diesen Bemühungen, die ja zum Teil in ganze neue, bislang wenig beachtete Überlieferungssituationen massenhaft überlieferter Texte hineinführten, selbstverständlich nicht aus, dass auch die Diskussion um den »rechten Text«, d. h. um die Organisation und Darbietungsformen von Editionen geführt worden ist. Das gilt für die mediävistischen Disziplinen, die sich mit Texten befassen, insgesamt⁶³). Diese Diskussion ist hier nicht nachzuzeichnen, sie ist auch nicht abgeschlossen, doch ist zu beobachten, dass sie im allgemeinen lediglich innerhalb der Einzeldisziplinen und nicht im interdisziplinären Austausch geführt wird⁶⁴). Eines aber ist allen diesen Bemühungen gemeinsam: Die sich im-

beitsgruppe um das Institut für österreichische Geschichtsforschung und die neu geschaffene Forschungsstelle für Geschichte des Mittelalters bei der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, dokumentiert etwa in dem Sammelband: Text-Schrift-Codex. Quellenkundliche Arbeiten aus dem Institut für österreichische Geschichtsforschung, hg. v. Christoph EGGER/Herwig WEIGL (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband 35), Wien/München 2000.

61) Regesten Kaiser Ludwigs des Bayern (1314–1347), nach Archiven und Bibliotheken geordnet, hg. v. Peter ACHT, Köln u. a. 1991ff.; Regesten Kaiser Friedrichs III. (1440–1493), nach Archiven und Bibliotheken geordnet, hg. v. Heinrich KOLLER u. a., Wien 1982ff.

62) Repertorium Poenitentiarie Germanicum. Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches, bearb. v. Ludwig SCHMUGGE, hg. v. Deutschen Historischen Institut in Rom (Bd 4 ersch. als erster 1996, Bd. 1: Eugen IV. 1431–1447, ersch. 1998, bis 2002 ersch. 5 Bde.), Tübingen 1996ff.

63) Vgl. nur Horst FUHRMANN, Die Sorge um den rechten Text, in: Deutsches Archiv zur Erforschung des Mittelalters 25 (1969), S. 1–16; ders., Über Ziel und Aussehen von Texteditionen, in: Mittelalterliche Textüberlieferung und ihre kritische Aufarbeitung, München 1976, S. 12–27; Probleme der Edition mittel- und neulateinischer Texte. Kolloquium der Deutschen Forschungsgemeinschaft Bonn 26.–28. Februar 1973, hg. v. L. HÖDL/Dieter WUTKE, 1978 (sowie die einschlägigen Aufsätze in RUH (Hg.), Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung (wie Anm. 31)); die Zeitschrift editio. Internationales Jahrbuch für Editions-wissenschaft, die seit 1987 erscheint, berichtet, v. a. in ihren »Mitteilungen« über die Aktivitäten der altgermanistischen Mediävistik in Editionsfragen.

64) Vgl. etwa MEUTHEN, Quellenwandel (wie Anm. 58), wo die germanistische Diskussion nicht einbezogen wird.

mer stärker entfaltenden Möglichkeiten der elektronischen Datenverarbeitung haben die Editionsarbeit grundlegend verändert, bereits seit Mitte der siebziger Jahre, ganz besonders jedoch in der geradezu rasanten Entwicklung der Jahre unmittelbar vor der Jahrhundertwende. Die »elektronischen Monumenta«, der »elektronische Migne« und das »elektronische Corpus Christianorum« eröffnen beispielsweise der Editionspraxis Möglichkeiten, die zuvor nicht bestanden, ebenso das Scannen von gedruckten Texten und vielleicht bald auch mittelalterlichen Handschriften. Die neue Technik bietet neue Möglichkeiten zur editorischen Darstellung von Variantenapparaten und verschiedenen Fassungen, von Texten, die sich in der Überlieferung in starker Bewegung befinden und vieles anderes mehr. Auf dem Gebiet der Edition hat demnach eine technische Entwicklung in die Mediävistik von außen eingegriffen, und deren Potential scheint noch lange nicht ausgeschöpft⁶⁵. Es versteht sich von selbst, dass die EDV auch bei sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen zur Bewältigung großer Datenmassen eingesetzt worden ist, wobei häufig wiederum Fragen editorischer Darstellung oder doch Erschließung ins Spiel kommen⁶⁶.

So ist insgesamt für die Editionstätigkeit des letzten Jahrhundertviertels ein positives Bild zu zeichnen⁶⁷, zumal sie sich zusätzlich verstärkt auch auf andere Quellengruppen – beispielsweise auf kartographische, bildliche, monumentale und archäologische Quellen – ausgedehnt und häufig zu eigenen Corpora geführt hat, die hier nicht im einzelnen genannt und beschrieben werden können. Vermerkt sei lediglich, dass die Impulse bisweilen bereits im Verlauf der sechziger Jahre gesetzt wurden, die dann während der siebziger Jahre erste Ergebnisse zeitigten⁶⁸. Quellenerschließung und Quellenedition bilden jedoch nicht mehr den monolithischen Block, der einst den Grundstein der deutschen Mediävistik darstellte,

65) Vgl. dazu SCHIEFFER, *Erschließung des Mittelalters* (wie Anm. 58), S. 12–15.

66) Vgl. dazu MEUTHEN, *Quellenwandel* (wie Anm. 58), S. 26.

67) Zu betonen ist, dass auch die Publikation regionaler und lokaler Urkundenbücher ungebrochen weitergelaufen ist, ohne dass hier die siebziger Jahre einen wesentlichen Einschnitt erkennen ließen, vgl. zu dieser Entwicklung Rudolf SCHIEFFER, *Neuere regionale Urkundenbücher und Regestenwerke*, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 127 (1991), S. 1–8; allerdings sind auch die methodischen Probleme bei der Weiterführung vor allem der territorialen Urkundenbücher über die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts deutlich geworden, vgl. dazu Stand, Aufgaben und Perspektiven territorialer Urkundenbücher im östlichen Mitteleuropa, hg. v. Winfried IRGANG/Norbert KERSKEN, Marburg 1998.

68) So beschloss die Commission Internationale pour l'histoire des villes 1968 ein Programm zur Erarbeitung eines europäischen Städteatlases, der für die Rekonstruktion der mittelalterlichen Topographie der Städte von großer Wichtigkeit ist. Heinz Stoob hat dann in dem von ihm 1969 gegründeten Institut für vergleichende Städtegeschichte in Münster von 1973 bzw. 1975 an den Deutschen Städteatlas und den Westfälischen Städteatlas herausgegeben; im Amt für rheinische Landeskunde begann 1972 unter Leitung von Edith Ennen der Rheinische Städteatlas zu erscheinen, 1982 im Wiener Stadt- und Landesarchiv der Österreichische Städteatlas (Renate Banik-Schweitzer/Felix Czeike/Ferdinand Opll). Insgesamt sind bis 2002 230 Blätter erschienen, vgl. auch Anngret SIMMS/Ferdinand OPLL, *List of the European Atlases of Historic Towns*, Brüssel 1998; ähnlich stellt sich die Situation bei dem Editionswerk »Die deutschen Inschriften« dar, dessen Anfänge zwar in die dreißiger Jahre zurückreichen, das aber mit der Wahl Bernhard Bischoffs

auf dem alles andere aufrucht. Immerhin aber wird deutlich, dass trotz Paradigmenwechsel und wachsendem Theoriebewusstsein mit der intensiven Editionstätigkeit ein Stück Positivismus in der Mediävistik verblieben ist. Dem gesellt sich auch ein weiterer Zug des letzten Vierteljahrhunderts zu. In dieser Zeit ist es auf mehreren Gebieten zur enzyklopädischen Zusammenfassung mediävistischer Wissensbestände gekommen, wurden unentbehrliche Arbeitsinstrumente geschaffen, und im Zentrum steht selbstverständlich das »Lexikon des Mittelalters«, das 1977 zu erscheinen begann und 1998/99 abgeschlossen war⁶⁹). Es darf in seiner Interdisziplinarität und mit der Weite seines Blicks als ein Spiegel der deutschen Mediävistik und ihrer internationalen Verflechtungen gelten.

Es muss nun noch knapp die Rede davon sein, in welchem Wechselverhältnis die Mediävistik im deutschen Sprachraum zu den beiden Ereigniskomplexen stand, die das letzte Jahrhundertviertel entscheidend prägten: 1968 auf der einen Seite und 1989/90, die sog. Wende, auf der anderen. Die Ereignisse von 1968 brachten neben manch anderen politischen Veränderungen, auch im Universitätsbereich, von denen hier jedoch nicht die Rede zu sein braucht, eine Renaissance des Marxismus und seiner wissenschaftlichen Methodik mit sich, die viele Zweige der Geisteswissenschaften und ihrer Träger vehement erfassten. Wie war es darum in der Mediävistik bestellt? Damit verknüpft sich die Frage, inwieweit von der DDR-Mediävistik eine Wirkung auf die Mittelalterforschung in der Bundesrepublik ausgegangen ist.

Selbstverständlich hat es im Gefolge von 1968 marxistisch getönte mediävistische Arbeiten gegeben, auch das diskret eingestreute Marx- oder Mao-Zitat in Vortrag oder Abhandlung mag in bestimmten Zusammenhängen für karrierefördernd gehalten worden sein. Dergleichen ist hier nicht aufzulisten. Auf breiter Front haben marxistische Verfahrensweisen keinen Eingang in die bundesdeutsche Mediävistik gefunden, obzwar besonders die jüngere Wissenschaftlergeneration während der gesamten siebziger Jahre sich

zum Vorsitzenden der »Interakademischen Kommission für die Herausgabe der Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit« auf neue Füße gestellt wurde. Seit 1970 sind dann etwa 38 Bände erschienen gegenüber 11 von 1942–1970, vgl. Walter KOCH, Literaturbericht zur mittelalterlichen und neuzeitlichen Epigraphik (1976–1984) (Monumenta Germaniae Historica. Hilfsmittel 11), München 1987; ders., unter Mitarb. v. Franz A. BORNCHLEGEL u. a., Literaturbericht ... (1985–1991) (Monumenta Germaniae Historica. Hilfsmittel 14), München 1994; ders., Maria GLASER und Franz-Albrecht BORNCHLEGEL, Literaturbericht (1992–1997) (Monumenta Germaniae Historica. Hilfsmittel 19), Hannover 2000; Vom Quellenwert der Inschriften. Vorträge der Fachtagung Esslingen 1990, hg. v. Renate NEUMÜLLERS-KLAUSER (Supplemente zu den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl. 7), Heidelberg 1992 (darin S. 9–12 Karl STACKMANN zur Rolle Bernhard Bischoffs).

69) Daneben sind etwa noch zu nennen das »Verfasserlexikon« (wie Anm. 32), das »Reallexikon der germanischen Altertumskunde«, 2. Aufl. (seit 1973) und die »Theologische Realenzyklopädie« (seit 1977). Vom »Lexikon für Theologie und Kirche« erschien seit 1993 eine neue Auflage, doch trat in ihr der historische, bes. mittelalterliche Anteil zurück.

mit ihnen in der akademischen Lehre, insbesondere im Grundstudium, auseinander zu setzen hatte⁷⁰⁾.

Etwas anders steht es um die Auseinandersetzung mit der DDR-Mediävistik⁷¹⁾ und deren Auswirkungen auf die mediävistische Forschung in der Bundesrepublik. Blickt man auf die hier bereits charakterisierten quantitativen Voraussetzungen, so könnte es scheinen, als sei sie folgenlos geblieben. Dieser Eindruck trägt. Die Auseinandersetzung, wenn schon nicht der direkte Diskurs, war auf bestimmten Gebieten intensiv. Das ist bemerkenswert, zumal, wenn man bedenkt, dass die DDR-Mediävistik, ohnehin zahlenmäßig schwach ausgestattet, forschungspolitisch auf ganz wenige Forschungsfelder ausgerichtet war und keineswegs die Mittelalterforschung in gesamter Breite praktizierte.

Es waren zwei Themenfelder, auf denen es zum Gespräch oder zur Diskussion kam. Zum einen betraf dies die Frage nach den Anfängen des Deutschen Reichs, hierzu ist auf Michael Borgoltes Behandlung des Themas zu verweisen⁷²⁾. Viel breiter und nachhaltiger jedoch war der Einfluss der DDR-Mediävistik auf einem anderen Themenfeld, und hier ging es um die inneren Konflikte in der spätmittelalterlichen Stadt, um ihre Verlaufsformen, ihre Rolle in der Gestaltung der Stadtverfassung, um die Bestimmung ihres Charakters. Wie intensiv auf diesem Felde die Auseinandersetzung stattfand und wie beeindruckt sich die »westdeutsche« Seite zeigte, wird allein aus der Tatsache deutlich, dass Peter Blickle seine 1988 erschienene Darstellung über »Unruhen in der ständischen Gesellschaft« dem Ostberliner Historiker Günter Vogler gewidmet hat⁷³⁾.

Nun war die Beschäftigung mit innerstädtischen Konflikten kein Novum der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts – im Westen nicht und im Osten nicht. Sie waren von jeher ein wichtiges Thema der Stadtgeschichtsforschung und des öffentlichen Verständnisses städtischer Geschichte⁷⁴⁾. Diese älteren, ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Ansätze hat in

70) In der Diskussion während der Reichenau-Tagung hat Hagen Keller die Frage nach dem Wandel mediävistischer Lehrinhalte gestellt (vgl. Protokoll Nr. 386, S. 42). Das Thema bleibt wegen der methodischen Schwierigkeiten, die sich seiner Behandlung stellen, hier ausgeblendet. Es sei jedoch festgehalten, dass mit dieser Frage ein wichtiges Desiderat bezeichnet ist.

71) Vgl. dazu die verschiedenen Arbeiten Michael BORGOLTES, v. a.: Eine Generation marxistischer Mittelalterforschung in Deutschland. Erbe und Tradition aus der Sicht eines Neu-Humboldtianers, in: ders., (Hg.), Mittelalterforschung nach der Wende (wie Anm. 40), S. 3–26; ders., Sozialgeschichte (wie Anm. 20), v. a. S. 9–65; ders., Feudalismus. Die marxistische Lehre vom Mittelalter und die westliche Geschichtswissenschaft, in: Zeitschrift für historische Forschung 25 (1998), S. 245–260; weiter: GOETZ, Moderne Mediävistik (wie Anm. 40), S. 101–103; Ludolf KUCHENBUCH, Marxens Weiterentwicklung und die Mittelalterforschung, in: Was bleibt von marxistischen Perspektiven in der Geschichtsforschung, hg. v. Alf LÜDTKE, Göttingen 1997, S. 33–66.

72) BORGOLTE, Anfänge (wie Anm. 16).

73) Peter BLICKLE, Unruhen in der ständischen Gesellschaft 1300–1800 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 1), München 1988, vgl. v. a. S. 2.

74) Vgl. etwa Klaus SCHREINER, »Kommunebewegung und Zunftrevolution«. Zur Gegenwart der mittelalterlichen Stadt im historisch-politischen Denken des 19. Jahrhundert, in: Stadtverfassung, Verfassungs-

den fünfziger Jahren Erich Maschke im Zusammenhang mit seinen Forschungen zur sozialen Schichtung in den deutschen Städten wieder aufgegriffen und 1959 einen wegweisenden Aufsatz publiziert, während etwa um die gleiche Zeit Karl Czok in Leipzig seine ersten Arbeiten zu den mittelalterlichen Bürgerkämpfen vorlegte, die er bis in die Mitte der sechziger Jahre stetig weiter ausbaute. Sie standen im Zusammenhang mit den Bemühungen der DDR-Forschung um die Volksbewegungen als Träger des geschichtlichen Fortschritts⁷⁵⁾. Doch in den siebziger Jahren gewann diese Beschäftigung mit den innerstädtischen Konflikten und Unruhen neue Konturen. Zum einen ist – wiederum unmittelbar vor jenem Epochenjahr 1975 – in der Forschungsgeschichte bei der Betrachtung der Verlaufsformen solcher Konflikte ein innovatorischer Schub erfolgt, indem Wilfried Ehbrecht die Ritualität dieser Vorgänge und die Zeichenhaftigkeit einer Reihe mit ihnen verbundener Akte herausarbeitete⁷⁶⁾. Das erfolgte durchaus und ausgesprochen in der Auseinandersetzung mit Karl Czok, und für die Einordnung dieser Diskussion in die Forschungsgeschichte ist auf die Darstellung zu verweisen, die Wilfried Ehbrecht vor kurzem selber gegeben hat⁷⁷⁾.

Zum anderen aber – und dies ist vielleicht von noch größerer Wichtigkeit – hat die Beschäftigung mit Stadtkonflikten um die Mitte der siebziger Jahre für die jüngere Forschergeneration in der Bundesrepublik und für eine breite bundesdeutsche Öffentlichkeit

staat, Pressepolitik. Festschrift für Eberhard Naujoks zum 65. Geburtstag, hg. v. Franz QUARTHAL und Wilfried SETZLER, Sigmaringen 1980, S. 139–168.

75) Erich MASCHKE, Verfassung und soziale Kräfte in der deutschen Stadt des späten Mittelalters vornehmlich in Oberdeutschland, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 46 (1959), S. 289–349; 433–376, ND in: ders., Städte und Menschen. Beiträge zur Geschichte der Stadt, der Wirtschaft und Gesellschaft 1954–1977 (VSWG Beiheft 68), Wiesbaden 1980, S. 170–274; Karl CZOK, Zunftkämpfe, Zunftrevolutionen oder Bürgerkämpfe, in: Wiss. Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 8 (1958/59), S. 129–143; ders., Städtische Volksbewegungen im deutschen Spätmittelalter. Ein Beitrag zu Bürgerkämpfen und innerstädtischen Bewegungen während der frühbürgerlichen Revolution, Habil.-Schr. (masch.) Leipzig 1963; ders., Die Bürgerkämpfe in Süd- und Westdeutschland im 14. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Geschichte der oberdeutschen Reichsstädte 12/13 (1966/67), S. 40–72; vgl. zur Stadtgeschichtsforschung im übrigen den Überblick von Evamaria ENGEL, Stadtgeschichtsforschung zum Mittelalter in der DDR – Ergebnisse, Probleme, Perspektiven, in: Stadtgeschichtsforschung. Aspekte, Tendenzen, Perspektiven, hg. v. Fritz MAYRHOFER (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 12), Linz 1993, S. 81–99, sowie BORGOLTE, Sozialgeschichte (wie Anm. 20), S. 249ff.

76) Wilfried EHBRECHT, Bürgertum und Obrigkeit in den hansischen Städten des Spätmittelalters, in: Die Stadt am Ausgang des Mittelalters, hg. v. Wilhelm RAUSCH (Beiträge zur Geschichte der Stadt Mitteleuropas 3), Linz 1974, S. 275–287; ND in: Wilfried EHBRECHT, Konsens und Konflikt. Skizzen und Überlegungen zur älteren Verfassungsgeschichte deutscher Städte, hg. v. Peter JOHANEK (Städteforschung A/56), Köln/Weimar/Wien 2001, S. 46–71.

77) Wilfried EHBRECHT, Eine persönliche Einführung, in: EHBRECHT, Konsens und Konflikt (wie Anm. 76), S. 1–23, hier v. a. 6.

eine neue Qualität gewonnen, als 1974 der damalige Bundespräsident Gustav Heinemann dazu aufrief, den Ursprüngen der demokratischen Bewegungen in der Vergangenheit und den damit verbundenen Konflikten nachzuspüren⁷⁸). Für eine ganze Generation von Stadthistorikern und auch Sozialhistorikern ganz allgemein wurde bei der Analyse des gesellschaftlichen Gefüges und der Herrschaftsstrukturen »Konflikt« zur zentralen Kategorie, sie geriet geradezu zur Signatur der siebziger und achtziger Jahre⁷⁹).

Insgesamt wird man nicht bestreiten können, dass »1968« einen bedeutenden Einfluss auf die deutsche Mediävistik ausgeübt hat, dass die Unruhe, die die Gesellschaft als ganze erfasste, vor allem in der jüngeren, noch nicht fest etablierten Mediävistengeneration die Wahl der Sujets nachhaltig beeinflusste und auch die Bereitschaft förderte, sich mit der DDR-Forschung auseinanderzusetzen. Soweit erkennbar ist der beschriebene Vorgang der einzige größere Impuls gewesen, der von der DDR-Mediävistik auf die Bundesrepublik der Vorwendezeit ausging, und er war 1989/90 bereits abgeschwächt. Von einem DDR-Erbe in der gegenwärtigen deutschen Stadtgeschichtsforschung zum Mittelalter wird man daher nicht sprechen dürfen, wenn man davon absieht, dass Evamaria Engels magistrale Überblicksdarstellung neben Eberhard Isenmanns eher systematisch angeordnetes Handbuch getreten ist, und damit die beiden Grundlagenwerke zur Geschichte der deutschen Stadt des Mittelalters von zwei Wissenschaftlern geschrieben sind, die verschiedenen Wissenschaftstraditionen – der DDR und der Bundesrepublik der Vorwendezeit – entstammen⁸⁰).

Ein letztes nun: Wie hat sich die Wende von 1989/90 erkennbar auf die deutsche Mediävistik ausgewirkt? Die zunehmende internationale Verflechtung der Forschungsaktivitäten und des Wissenschaftsbetriebs, wie sie hier bereits zu beschreiben waren, wird man ihr nicht zuschreiben dürfen. Es fragt sich auch, ob die zu beobachtende veränderte Einstellung zur Kategorie »Konflikt« mit diesem Ereignis der Politik zusammenhängt. Seit Ausgang der achtziger Jahre mehren sich die Forschungen zur Konfliktbewältigung, zu Instrumentarien und Ritualen der Konfliktbeilegung, zur Konsens- und Friedensstiftung bis hin zu Entwürfen für ein Konzept von konsensualer Herrschaft im Mittelalter⁸¹). Doch

78) Gustav HEINEMANN, Reden und Interviews 1. Juli 1973–1. Juli 1974, hg. v. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Bonn 1974, S. 169.

79) Vgl. etwa Olaf MÖRKE, Der »Konflikt« als Kategorie städtischer Sozialgeschichte der Reformationszeit. Ein Diskussionsbeitrag am Beispiel der Stadt Braunschweig, in: Beiträge zum spätmittelalterlichen Städtewesen, hg. v. Bernhard DIESTELKAMP (Städteforschung A 12), Köln/Wien 1982, S. 144–161.

80) Evamaria ENGEL, Die deutsche Stadt des Mittelalters, München 1993; Eberhard ISENMANN, Die deutsche Stadt im Spätmittelalter 1250–1500. Stadtgestalt, Recht, Stadtregiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft, Stuttgart 1988.

81) Vgl. etwa den Sammelband Träger und Instrumentarien des Friedens im hohen und späten Mittelalter, hg. v. Johannes FRIED (Vorträge und Forschungen 43), Sigmaringen 1996 sowie die verschiedenen Arbeiten Gerd ALTHOFFS, v. a. Spielregeln der Politik (wie Anm. 50), dazu GOETZ, Moderne Mediävistik (wie Anm. 40), S. 195 und Steffen PATZOLD, Konflikt als Thema in der modernen Mediävistik, in: ebd., S. 198–

reichen die Ansätze dazu bereits vor die Wende zurück, sind jedoch vielleicht durch sie verstärkt worden.

Deutlicher erkennbar ist, was die politische Wende nicht bewirkt hat. Es war darauf hinzuweisen, dass die Verunsicherung durch die Ansprüche der Sozialwissenschaften zu Beginn der siebziger Jahre zur Wiederentdeckung der Nationen führte, nicht nur in der analysierenden Forschung, sondern auch in den Konzeptionen von Geschichtsschreibung und Geschichtsdarstellung⁸². Man hätte erwarten können, dass in einer Zeit, zu der »zusammenwuchs, was zusammen gehört« in der Geschichtsschreibung wiederum die Geschichte der Nation eine Renaissance hätte erleben können. Das ist nicht der Fall gewesen, und der Nichtwille dazu ist auf einer Berliner Tagung »Mittelalter-Forschung nach der Wende«, die Michael Borgolte 1993 an der Humboldt-Universität initiierte, in der Diskussion mehrfach *expressis verbis* bekundet worden⁸³.

Statt dessen werden – in Deutschland, wie in Westeuropa – neue Modelle einer europäischen Geschichte diskutiert, wofür die Namen Norman Davies und Robert Bartlett stehen mögen und deren Möglichkeiten wiederum Michael Borgolte in seiner Rede zum Quedlinburger Geschichtslehrer-Tag 1999 dargelegt hat⁸⁴. Diese Vorstellungen unterscheiden sich fundamental von den Europa- und Abendlandkonzeptionen der unmittelbaren Nachkriegszeit mit ihren weiter zurückliegenden Wurzeln. Hier findet in der Tat ein Aufbruch zu neuen Ufern statt. Hier könnte verwirklicht werden, was Arnold Esch vor

205, wo allerdings nur Teilaspekte erfasst werden; zum Begriff der »konsensualen Herrschaft« jetzt Bernd SCHNEIDMÜLLER, *Konsensuale Herrschaft. Ein Essay über Formen und Konzepte politischer Ordnung im Mittelalter*, in: Reich, Regionen und Europa in Mittelalter und Neuzeit. Festschrift für Peter Moraw, hg. v. Paul-Joachim HEINIG/Sigrid JAHNS/Hans-Joachim SCHMIDT/Rainer-Christoph SCHWINGES/Sabine WEFERS (Historische Forschungen 67), Berlin 2000, S. 53–87; Stefan WEINFURTER, *Ordnungskonfigurationen im Konflikt. Das Beispiel Heinrichs III.*, in: *Mediaevalia Augiensia. Forschungen zur Geschichte des Mittelalters*, hg. v. Jürgen PETERSOHN (Vorträge und Forschungen 54), Stuttgart 2001, S. 79–100, bes. 96ff. 82) Vgl. o. mit Anm. 16; als Beispiel sei die in den achtziger Jahren erschienene »Deutsche Geschichte« des Siedler Verlags in zehn Bänden genannt, die für das Mittelalter den Untertitel »Das Reich und die Deutschen« und für die Neuzeit »Die Deutschen und ihre Nation« trug. Die einzelnen Autoren haben sich mit dieser Vorgabe des Verlags in verschiedener Weise auseinandergesetzt.

83) Diese Äußerungen sind in dem Sammelband BORGOLTE (Hg.), *Mittelalterforschung nach der Wende* (wie Anm. 40), der nur die Referate abdruckt, nicht dokumentiert; sie erfolgten zum größten Teil im Anschluss an den Beitrag von Eckhard MÜLLER-MERTENS, *Nationale Frage, deutscher Staat, Ermittlungsmethoden. Bemerkungen zu Forschungen an der Humboldt-Universität über das mittelalterliche Reich*, in: ebd., S. 27–42, der befand: »Die Frage nach der nationalen deutschen Identität, des Verhältnisses zur Nation, ist nicht ausgestanden«.

84) Norman DAVIES, *Europe. A History*, Oxford/New York 1996; Robert BARTLETT, *The Making of Europe. Conquest, Colonization and Cultural Change 950–1350*, London 1993 (dt.: *Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Eroberung, Kolonisierung und kultureller Wandel von 950–1350*, München 1996), dazu Michael BORGOLTE, *Vor dem Ende der Nationalgeschichten? Chancen und Hindernisse für eine Geschichte Europas im Mittelalter*, in: *Historische Zeitschrift* 272 (2001), S. 561–596.

kurzem in fordernde Worte gekleidet hat: »Integrierende Themen, integrierende Fragestellungen. Es muss immer darum gehen, dass etwas *Ganzes* dabei herauskommt, nicht ein Vollständiges, aber ein Ganzes: nicht nur in Gestalt großer Bücher, nicht nur in der wissenschaftlichen Diskussion, sondern im Kopf jedes Einzelnen – nenne man das nun ›histoire totale‹ oder ›Gesamtgeschichte‹ oder warum nicht einfach ›Geschichte‹? Denn wir sollten erkennen, dass alles andere Geschichte gar nicht erst ist«⁸⁵).

Hier ist der Schlusspunkt dieser Überlegungen zu setzen, obwohl sie noch nicht an ihr Ende gekommen sind. Es handelt sich um Beobachtungen eines Zeitgenossen, wenig systematisiert, was sich nicht etwa einer Neigung des Verfassers zu solchem Verfahren verdankt, sondern dem noch weithin unübersichtlichen Gelände, das sich in seiner durch eine bisher nicht gekannte Vielfalt der Ansätze und Themenfelder gekennzeichneten Dimension auch dem miterlebenden Zeitgenossen ohne orientierende Vorarbeiten nicht völlig erschließt.

85) Arnold ESCH, Beobachtungen zu Stand und Tendenzen der Mediävistik aus der Perspektive eines Auslandsinstituts, in: OEXLE (Hg.), *Stand und Perspektiven* (wie Anm. 40), S. 5–44, hier S. 44.